

Erinnerung gestaltet Zukunft

25
Jahre

CJZ



Gesellschaft für
Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
im Main-Taunus-Kreis



Die Arbeit der CJZ Main-Taunus-Kreis wird, wie die aller hessischen Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, durch das Kultusministerium des Landes Hessen unterstützt.

HESSEN



Hessisches
Kultusministerium

Herausgeber: Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis e.V.
Kontakt: Postfach 1472, 65704 Hofheim, Tel.: 0 69 - 15 34 26 56
Mail: cjz.mtk@gmx.de
Homepage: www.cjz-main-taunus.de
Bankverbindung: Frankfurter Volksbank, BLZ 501 900 00, Kto.-Nr. 4 102 000 671
Redaktion: Karin Hammer, Günter Pabst und Willi Schelwies
Gestaltung: Marco Sgualdino (sgudesign@online.de)
Illustrationen: Sabine Stephan (sabine-stephan@online.de)
Druck: Druckhelden.de, Mellrichstadt
Bildnachweis: Günter Pabst: Seite 20, 21, 22, 25, 26, 28, 40, 51
Willi Schelwies: Seite 24, 27, 34, 42, 58, 59
Stadtarchiv Hofheim: Seite 48, 49, 72, 74, 75, 81
Birgit Müller: Seite 54, 56, 57
Cornelia Sick: Seite 87
Copyright ©: Gesellschaft CJZ Main-Taunus-Kreis e.V.
Schutzgebühr: 3,00 €

Erinnerung
gestaltet
Zukunft

Erinnerung gestaltet Zukunft

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die Initiative zur Gründung der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Deutschland angeregt durch bereits bestehende Gesellschaften in den USA, in Großbritannien, Frankreich und der Schweiz. Die ersten Gesellschaften entstanden 1948/49 in München, Wiesbaden, Frankfurt, Stuttgart und Berlin.

Unsere Gesellschaft im Main-Taunus-Kreis wurde am 2. März 1987 gegründet.

Unser Dank gilt allen Mitgliedern, die seitdem unsere Arbeit mitgetragen, gestaltet und unterstützt haben und es bis heute tun. Ihr aktives und ideelles Engagement ist besonders wichtig, denn in den Kommunen, Kirchengemeinden und Institutionen des Main-Taunus-Kreises präsentieren sie unsere Arbeit und stellen die notwendigen Verbindungen her. So konnte sich aus einzelnen Initiativen in den drei Jahrzehnten ein Netzwerk entwickeln.

Stellvertretend für die vielen denken wir an den viel zu früh verstorbenen Initiator Pfarrer Rudolf Heine (+1.9.2011), der mit seinem Engagement die ersten Jahre entscheidend mitgeprägt hat.

Dank auch allen Vorstandsmitgliedern und allen Mitgliedern, die viele Aktivitäten initiiert, vorbereitet und durchgeführt haben.

„Sachor – Gedenke – Der Zukunft ein Gedächtnis“, so lautet das Motto der diesjährigen Woche der Brüderlichkeit, die in Kassel eröffnet wurde.

Der Aufruf „Erinnere dich!“, der in der Hebräischen Bibel immer wieder anzutreffen ist, zielt nicht nur auf das Aneignen von Erinnerungen, sondern auf ein ‚Zueignen seiner selbst‘ in einer gemeinsamen Geschichte. So geht es am jüdischen Pessachfest um ein „Gleichzeitigwerden“ der Generationen, wie es der Religionswissenschaftler Schalom Ben Chorin einmal ausgedrückt hat.

Die vielen Gespräche mit Zeitzeugen waren und sind deshalb ein wichtiges Element unserer Erinnerungsarbeit. Allerdings werden in Zukunft immer weniger persönliche Begegnungen möglich sein, so dass wir uns neu ausrichten und für die junge Generation neue Wege gehen müssen. In einer komplexer werdenden Gesellschaft müssen sich auch die Gesellschaften für die Christlich-Jüdische Zusammenarbeit den Herausforderungen stellen und das Erinnern und Gedenken immer wieder neu formulieren, damit Erinnerung Zukunft gestalten kann.

Gemeinsam mit unseren Kooperationspartnern in Kommunen, Kirchengemeinden, Schulen und Vereinen ist uns das in Ansätzen gelungen und wir wollen diesen Weg einer sich vernetzenden Arbeit weitergehen.

Die Erfahrungen der letzten Jahre zeigen, dass auch nach sechs Jahrzehnten die Erinnerungsarbeit immer wieder neue Impulse entwickelt.

Dazu gehört auch in unserer Region die Initiative der Stolpersteine, wenn Enkel und Urenkel aus England und den USA bei der Verlegung der Steine zum Gedenken an die Angehörigen anwesend sind und sich für die Anteilnahme bedanken.

Die verwirrende Diskussion um die Beschneidung, der Angriff auf einen Rabbiner und seine Tochter in Berlin und der nicht endende Konflikt um Israel und Palästina, weisen darauf hin, dass der jüdisch-christliche Dialog ständig herausgefordert ist, um für Frieden und Gerechtigkeit immer wieder neue Wege zu suchen.

Gerda Eckhardt
Thomas Hammer
Günter Pabst
Erich Rohan
Willi Schelwies
Dr. Dietmut Thilenius
(Vorstand)

Erinnerung
gestaltet
Zukunft



Am Sederabend, dem Auftakt des Pessachfests, gedenkt man des Auszugs der Israeliten aus Ägypten.

Man isst Mazzen und Bitterkraut und trinkt vier Becher Wein. Wer in der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Mitglied ist, weiß das.

Die CJZ trägt dazu bei, das jüdische Erbe in unserer Gesellschaft lebendig zu halten. Reisen nach Israel, Synagogen-Besuche, Konzert-Abende – wer sich mit der jüdischen Kultur vertraut machen möchte, hat hier die Gelegenheit.

Zugleich hält die Gesellschaft die Erinnerung an den Holocaust wach: mit Gesprächen in Schulen, Gedenkveranstaltungen und Ausstellungen.

Deshalb möchte ich der CJZ zweifach für ihre Erinnerungsarbeit danken: für die Erinnerung an das Verbrechen der Schoa und für die Erinnerung an die jüdische Kultur.

Die CJZ führt uns vor Augen, was wir verloren haben, und mahnt uns, das, was uns geblieben ist, zu bewahren.

Mit freundlichen Grüßen

Michael Cyriax

Landrat des Main-Taunus-Kreises



Wir freuen uns mit Ihnen, dass die Idee christlich-jüdischer Verständigung und Zusammenarbeit seit nun schon 25 Jahren im Main-Taunus-Kreis zu Hause ist.

Ein 25-jähriges Bestehen ist ein Meilenstein in der Geschichte einer Organisation.

Gegründet 1988 hat es sich die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis zur Aufgabe gemacht, Wunden zu heilen (soweit möglich), das Verständnis für das Judentum zu fördern und allgemein zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Juden und Christen beizutragen und gegen Rechts-extremismus und Antisemitismus ihre Stimme zu erheben.

Mit ihren zahlreichen Aktivitäten geben sie Anregungen und Anstöße in Gedenkstunden und Vorträgen zu theologischen, historischen und politischen Fragen. In Lesungen, bei Ausstellungen, Zeitzeugengesprächen und auf Studienfahrten bieten sie Raum für Begegnungen und Gespräche an.

Das Verhältnis zwischen Juden und Christen zu verbessern ist unsere wichtigste Aufgabe. Dies geschieht durch intensive Beschäftigung mit den gemeinsamen, aber auch den unterschiedlichen Traditionen, mit den Belastungen aus der Vergangenheit und den Problemen unserer Gegenwart.

In den zurückliegenden Monaten und Jahren häuften sich Angriffe auf Menschen, die nicht in das Weltbild Rechts-extremer oder islamischer Antisemiten passen.

Ereignisse wie jüngst in Berlin, wo ein Rabbiner vor den Augen seiner Tochter zusammengeschlagen wurde, wo eine Gruppe jüdischer Schülerinnen auf offener Straße angepöbelt, einer jüdischen Familie von einem Taxifahrer die Fahrt zur Synagoge verweigert und zuletzt der Generalsekretär des Zentralrats der Juden in Deutschland nach dem Besuch einer Synagoge bedroht und beleidigt wurde, zeigen einmal mehr, wie gewalttätig die Rechtsextremisten und die muslimischen Antisemiten sind.

Die beschämenden Übergriffe machen deutlich, wie wichtig auch in Gegenwart und Zukunft die Arbeit der mehr als 80 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit ist.

Bundespräsident Horst Köhler hat in seinem Grußwort zur Eröffnung der zentralen Eröffnungsfeier der Woche der Brüderlichkeit in Hamburg darauf hingewiesen, „dass die größten Feinde der Erinnerung die Verdrängung und die Lüge sind. Wir dürfen nicht zulassen, dass Holocaust-Leugner und Extremisten aller Art in unserem Land Beifall oder auch nur Verständnis finden. Wer gegen Juden und andere Minderheiten hetzt, wer Anderen die Menschenwürde abspricht, hat nichts aus der Geschichte gelernt. Treten wir solchen Leuten entschieden entgegen!“

Wir haben unsere Stimme zu erheben, ob es um die Piusbruderschaft oder die Karfreitagsliturgie, Judenmission oder Antisemitismus, Antizionismus und Rechtsradikalismus in Deutschland und anderswo geht.

Unser gemeinsames Ziel muss es auch weiterhin sein, die Mechanismen der Intoleranz zu durchbrechen und nach Wegen der Toleranz zu suchen, um Grundlagen für ein menschliches Mit- und Füreinander zu schaffen.

So verbinde ich mit meinen Glückwünschen für das 25-jährige Bestehen der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis die Hoffnung, von ihr mögen auch in Zukunft wichtige und weiterführende Impulse ausgehen, die das wechselseitige Verständnis befördern helfen und damit einen wichtigen ökumenischen Beitrag leisten.

Rudolf W. Sirsch

Generalsekretär des Deutschen Koordinierungsrates (DKR)



Vom amerikanischen Schriftsteller und Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel – ein Überlebender des Holocausts – ist das Zitat überliefert: „Der Gegensatz von Liebe ist nicht Hass, der Gegensatz von Hoffnung nicht Verzweiflung, der Gegensatz von Erinnern nicht Vergessen, sondern der Gegensatz ist jedes Mal die Gleichgültigkeit.“

Dieses Zitat zeigt sehr deutlich auf, dass sowohl die Vergangenheit als auch oft die Gegenwart an der Gleichgültigkeit gegenüber anderen gelitten hat oder immer wieder leidet.

Die Geschichte der deutschen „Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ ist eng mit der Situation unmittelbar nach Kriegsende und der Entstehung der Bundesrepublik verknüpft, als am 9. Juli 1948 in München die erste „Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit“ entstand.

Die Geschichte lässt sich nicht nachträglich „zurückdrehen“, denn Wegsehen oder Gleichgültigkeit prägte auch die Mehrheit der Bevölkerung, als am 09. November 1938 die Pogromnacht mit gelenkten Gewaltmaßnahmen gegen Juden stattfand und den Übergang von der Diskriminierung zur systematischen Verfolgung einleitete.

Sicher ist es schwer, heute – vor allem als Vertreter einer jüngeren Generation – über die Zeit damals zu urteilen. Wir dürfen aber auch nicht um „des lieben Friedens willen“ vermeiden, eine klare Position gegen Antisemitismus und Rassismus zu beziehen. Genau eine solche „Nicht-Haltung“ mündete damals in Gewalt und Zerstörung.

Der „liebe Frieden“ ist auch heute oft weit entfernt davon, friedlich zu sein und überdeckt oft genug die Verzweiflung und die Not, die nach außen dann nicht so groß erscheint.

Dabei sind es oft nicht die großen Dinge, die großen Taten, die von uns abverlangt werden. Manchmal ist es nur das Zuhören, das Verstehen wollen, das Lernen wollen, damit wir Menschen als Menschen akzeptieren – und sie nicht nur als ethnische Gruppen, Andersgläubige und Angehörige von Minderheiten betrachten.

Deshalb sollten wir ein Zeichen geben, aufeinander zuzugehen, ein Zeichen dafür, dass es uns nicht gleichgültig ist, was jetzt passiert, ein Zeichen setzen, aus der Geschichte gelernt zu haben, denn wenn wir gegen Ungerechtigkeiten auf allen Seiten weiter mit Gleichgültigkeit reagieren, dann kann – und wird – sich Geschichte wiederholen.

Als eine von deutschlandweit 83 und hessenweit 15 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sollten wir gemeinsam auch gegen weltanschaulichen Fanatismus, religiöse Intoleranz, Rassendiskriminierung, soziale Unterdrückung, politische Unduldsamkeit und nationale Überheblichkeit unser Wort in die Waagschale legen.

In diesem Sinne möchte ich zum Jubiläum „25 Jahre Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis“ die herzlichsten Glückwünsche übersenden und mich für die konstruktive Zusammenarbeit mit der Kreisstadt bedanken.

Gisela Stang

Bürgermeisterin von Hofheim
am Taunus



Unsere Gesellschaft wird immer mehr geprägt durch Individualismus, mangelnde Toleranz und Egoismus. Jeder beharrt auf seinem Recht – gegebenenfalls mit gerichtlicher Hilfe, Differenzen in der Ehe führen immer häufiger zu Scheidungen, Rücksicht und Respekt werden zu Fremdwörtern.

Dabei brauchen wir zum Zusammenhalt unserer Gesellschaft die Achtung und den Respekt voreinander, das Verständnis für den Andersdenkenden, den Andersgläubigen.

Das gelingt dann, wenn man nicht übereinander, sondern miteinander spricht. Das war und ist das Ziel der CJZ im Main-Taunus-Kreis, die sich in großartiger und vielfältiger Weise darum kümmern, das Verbindende im Glauben zwischen Christentum und Judentum darzustellen und das Trennende zu erläutern.

Für diese immerwährende Aufgabe wünsche ich weiterhin Kraft und Ausdauer, vor allem Gottes Segen.

Mit allen guten Wünschen

Wolfgang Männer
Kreistagsvorsitzender

Abel steh auf

von Hilde Domin

Abel steh auf
es muß neu gespielt werden
täglich muß es neu gespielt werden
täglich muß die Antwort noch vor uns sein
die Antwort muß ja sein können
wenn du nicht aufstehst Abel
wie soll die Antwort
diese einzig wichtige Antwort
sich je verändern
wenn du nicht aufstehst Abel
wir können alle Kirchen schließen
und alle Gesetzbücher abschaffen
in allen Sprachen der Erde
wenn du nur aufstehst
und es rückgängig machst
die erste falsche Antwort
auf die einzige Frage
auf die es ankommt
steh auf
damit Kain sagt
damit er es sagen kann
Ich bin dein Hüter
Bruder
wie sollte ich nicht dein Hüter sein
Täglich steh auf
damit wir es vor uns haben
dies Ja ich bin hier
ich
dein Bruder
Damit die Kinder Abels
sich nicht mehr fürchten
weil Kain nicht Kain wird
Ich schreibe dies
ich ein Kind Abels
und fürchte mich täglich
vor der Antwort
auf die Frage
die Luft in meiner Lunge wird weniger
wie ich auf die Antwort warte
Abel steh auf
damit es anders anfängt
zwischen uns allen
Die Feuer die brennen
das Feuer das brennt auf der Erde
soll das Feuer von Abel sein
Ich bin dein Hüter
Und am Schwanz der Raketen
sollen die Feuer von Abel sein
zwischen uns allen

25 Jahre Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis 1988 - 2013 – ein kurzer Überblick



Günter Pabst

Wie alles anfang...

Die CJZ im Main-Taunus-Kreis ist gegenüber vielen anderen Gesellschaften noch eine „junge“ Organisation. Schon 1948 suchten engagierte Männer und Frauen die Zusammenarbeit, um dem „menschenverachtenden Ungeist des Nationalsozialismus und einer Jahrhunderte

lang geübten Judenfeindschaft in den christlichen Kirchen durch die Gründung einer Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit die Vision eines neuen Miteinanders entgegen zu setzen“.

Unterstützt wurden sie durch Persönlichkeiten der amerikanischen Besatzungsmacht im Rahmen ihres Erziehungsprogramms der Deutschen zur Demokratie, durch die bereits entstandenen Nationalen Räte für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in den USA, in Großbritannien, Frankreich und der Schweiz und durch in der Nazizeit verfolgte Christen und Christinnen, wie etwa Prälat Maas, Probst Grüber, Frau Dr. Luckner und Prof. Dr. Böhm.

Heute sind es über 80 Gesellschaften in der Bundesrepublik, die im Deutschen Koordinierungsrat (DKR) zusammengeschlossen sind und sich „für die Verständigung zwischen Christen und Juden, den Kampf gegen Antisemitismus und Rechtsradikalismus, sowie für ein friedliches Zusammenleben der Völker und Religionen einsetzen“.

Angeregt durch die CJZ Hochtaunus e.V., die schon am 10.11.1979 gegründet wurde und die sich zuvor auch für den Main-Taunus-Kreis zuständig fühlte, wurde am 2. März 1988 in Hofheim im Rahmen der „Woche der Brüderlichkeit“ die CJZ Main-Taunus-Kreis von 30 Personen gegründet. Den Gründungsvorstand bildeten:

Pfarrer Rudolf Heine (ev.),
Marion Wania (jüd.),
Wolfgang Zink (jüd.),
Hans Rachelmann (ev.),
Karl-Egon Keppeler (kath.),
Pfarrer Herbert Wolf (ev.) und
Ursula Scheinberger (kath.).
Hilfestellung erhielt die CJZ durch den damaligen Landrat Dr. Bernward Löwenberg.

Im Verlauf der nächsten Jahre arbeiteten ferner im Vorstand mit:

Otmar Vorländer (Hofheim),
Susana Badian (Bad Soden),
Rudolf Heine, Wolfgang Zink (Frankfurt),
Miriam Zink (Frankfurt),
Sybille Holland-Merten (Kelkheim),
Carsten Wanke (Kelkheim),
Dr. Margret Leven (Kelkheim),

Hans Pirner (Kelkheim),
Margarete Lauck (Flörsheim),
Erich Rohan (Kriftel),
Joachim Janz (Hofheim),
Ingeborg Gerner-Eusterholz
(Bad Soden),
Christoph Diringer
(Bad Homburg),
und als kooptiertes Mitglied
Mathias Wolf (Eppstein).

Unterstützung bei der Erledigung der geschäftsführenden Aufgaben erhielt der Vorstand durch Helga Lades (Kelkheim) und danach von Martina von zur Mühlen (Hattersheim). Ferner wurde dann zwei Jahre nach der Gründung das in der Satzung vorgeschriebene Kuratorium gebildet. Seine Mitglieder sollen die Arbeit der Gesellschaft fördern und ihre Zielsetzungen als eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe in den von ihnen repräsentierten Ämtern und Institutionen vertreten.

Dem ersten Kuratorium gehörten an:

Salomon Augapfel
(Landesverband Jüdischer Gemeinden in Hessen),
Brigitte Friedrich (Die Grünen /

Offene Hofheimer Liste),
Klaus Hipper (DGB),
Pfarrer Rolf Kaifer
(Katholischer Bezirksdekan),
Pfarrer Klaus Spory (Dekan im Evangelischen Dekanat Kronberg),
Mathäus Lauck (CDU),
Dr. Volker Klepp (FDP),
Horst Winterstein (SPD).

Aktivitäten

Eine erste Herausforderung war für die CJZ die Beteiligung am „Hessentag 1988“ in Hofheim und die Gedenkfeier zum 50. Jahrestag der Pogromnacht im November 1938. Die damaligen Chronisten vermerkten, dass das erste Vereinsjahr mit einer fröhlichen Chanukka-Feier endete.

Der CJZ gelang es, die Mitgliederzahlen stetig zu steigern und auch Kommunen des Main-Taunus-Kreises und evangelische und katholische Kirchengemeinden zur Mitgliedschaft zu bewegen.

Heute hat die CJZ
132 Einzelmitglieder und
26 Gruppenmitgliedschaften
(7 Kommunen, der Landkreis
und 18 Kirchengemeinden).
Darüber hinaus erhalten wei-

tere 175 Freundinnen, Freunde und Interessierte den vier-fünf-mal erscheinenden Informationsrundbrief, um über die Arbeit der CJZ informiert zu werden und um das vielseitige Veranstaltungsangebot wahrnehmen zu können.

Immer wiederkehrende Veranstaltungen sind die „Woche der Brüderlichkeit“ und das Gedenken an die Pogromnacht am 9. November in Hofheim. Seminarfahrten zu heutigen und damaligen Stätten des jüdischen Lebens und regelmäßige Studienfahrten nach Israel und Palästina.

Lesungen, Vorträge, Konzerte, Kulturabende, Ausstellungen sowie Film- und Diavorträge dienen der Erfüllung des Vereinszweckes. Die CJZ Main-Taunus-Kreis setzt sich, wie alle anderen Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, ein für „die Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Christen und Juden, die Selbstbesinnung in den christlichen Kirchen hinsichtlich der in ihnen theologisch begründeten und geschichtlich verbreiteten Judenverachtung und Judenfeindschaft, die Ent-

faltung freien, ungehinderten jüdischen Lebens in Deutschland und die Achtung der Eigenständigkeit ethnischer Minderheiten sowie die Solidarität mit dem Staat Israel als jüdischer Heimstätte.“

Die CJZ Main-Taunus-Kreis „wendet sich entschieden gegen alle Formen der Judenfeindschaft, religiösen Antijudaismus, rassistischen und politischen Antisemitismus sowie Antizionismus, Rechtsextremismus und seine Menschenverachtung, die Diskriminierung von Einzelnen und Gruppen aus religiösen, weltanschaulichen, politischen, sozialen und ethnischen Gründen“.

Jährlich werden etwa 30 bis 40 und mehr Veranstaltungen unterschiedlichster Art organisiert.

Vorstandsvertreterinnen und -vertreter nehmen darüber hinaus an vielfältigen Treffen und Veranstaltungen anderer Organisationen teil.

Stellvertretend sollen hier einige besondere Veranstaltungen, die das gesamte Spektrum der Veranstaltungsformen im Ver-

lauf der 25jährigen Geschichte abdecken, aufgeführt werden:

1989

Vortrag von Prof. Dr. Uri Zilberscheid, Bersheva zum Thema „Die politische Lage in Israel und im Nahen Osten“, sowie eine Israelreise mit Besichtigungen jüdischer, arabischer und christlicher Einrichtungen.

1990

„Lieder des Judentums und Israels“ mit Dany Bober anlässlich des Kreistadtsommerfestivals in Kooperation mit der Stadt Hofheim sowie eine Tagesseminarfahrt nach Friedberg, Bad Nauheim, Griedel und Münzenberg zum Thema „Koscher leben am Beispiel der Wetterauer Juden“.

1991

Vortrag von Pfarrer Rudolf Heine zum Thema „Schwierigkeiten des christlich-jüdischen Dialogs“ in Sulzbach und die Vorbereitung eines Treffens

von 20 Organisationen des Main-Taunus-Kreises zu den Themen

„Fremdenfeindlichkeit, Rechtsradikalismus und Gewaltbereitschaft militanter Jugendlicher“ in Hattersheim.

1992

Woche der Brüderlichkeit mit Vorträgen, Gottesdienst, Theater und Musik in vier Städten des Main-Taunus-Kreises (Hofheim, Bad Soden-Neuenhain, Flörsheim und Hofheim-Marxheim).

1993

Ausstellung „Kinderzeichnungen aus dem Ghetto Theresienstadt“ in Zusammenarbeit mit dem Kunstverein Hofheim. Im Begleitprogramm zur Ausstellung gab es einen Konzertabend mit Irith Gabriely und Peter Przysianiak „Jiddische Volksmusik“. Daniel Kempin gestaltete den Chanukka-Abend in Hofheim-Marxheim.

1994

Vortrag von Ignaz Bubis, Frankfurt zum Thema „Deutscher Jude – Jude in Deutschland“ im Rahmen der „Woche der Brüderlichkeit“. Eine Kooperationsveranstaltung mit dem Main-Taunus-Kreis sowie ein Vortrag von Dr. Susanna Keval, Frankfurt zum Thema „Judentum und Feminismus“ in Kooperation mit dem Verein „Frauen helfen Frauen“ und der Stadt Hofheim.

Bei den zahlreichen Veranstaltungen zum Gedenken an den 20. Juli 1944 sprach u.a. auch Arno Lustiger, Frankfurt über den „Jüdischen Widerstand“.

1995

Vortrag in Kriftel im Rahmen der Woche der Brüderlichkeit von Rabbiner Michael Goldberge, Düsseldorf, zum Thema „Befreiung und Freiheit aus biblischer Sicht“, sowie eine Teilnahme am Simchat-Torah-Abendgottesdienst der Jüdischen Gemeinde Wiesbaden. Intern wurde eine sehr kontroverse Debatte um jüdische Feste in christlichen Kirchen

geführt. Gestritten wurde darüber, ob darin eine Verbundenheit oder eine Vereinnahmung zu sehen sei?

Zwei Vorstandsmitglieder traten von ihren Ämtern zurück. Abgeschlossen wurde die Kontroverse durch einen Vortrag in Bad Soden-Neuenhain von Landesrabbiner Dr. Henry G. Brandt, Dortmund, zum Thema „Von der Problematik christlichen Feierns jüdischer Feste“. Er gab Orientierung, in welchem Rahmen solche Feiern legitim sind und auch von jüdischer Seite befürwortet werden.

1996

Vortrag von Erich Rohan zum Thema „Der biblische Ursprung jüdischer Feste“ in Kooperation mit den evangelischen Kirchengemeinden von Flörsheim, Weilbach, Wicker und der katholischen Gemeinde Flörsheim, Zweitägige Fahrt zur Gedenkstätte Buchenwald. In Hofheim wurde eine Chanukka-Feier von Petra Kunik, Frankfurt gestaltet.

1997

Vortrag von Dr. Christoph Münz, Driedorf, zum Thema „Über die Geburt des Antisemitismus im Christentum und seine Überwindung aus christlichem Geist“ und ein Vortrag von Dr. Leo Kauffeldt, Kelkheim zum Thema „Die Juden gibt es nicht! Unterschiedliche Denkrichtungen jüdischer Tradition“.

Das Projekt „Jiddische Lieder“ – Workshop und Konzert unter der Leitung von Manfred Lemm richtete sich an Jugendliche und wurde in Kooperation mit der Kulturkreis GmbH Schwalbach und der Landeszentrale für politische Bildung in Hessen an der Albert-Einstein-Schule Schwalbach organisiert.

1998

Vortrag in Schwalbach von Prof. Dr. Micha Brumlik „Juden in Deutschland“. Festveranstaltung zum zehnjährigen Jubiläum in Hofheim mit einem Vortrag von Prof. Dr. Martin Stöhr, Bad Vilbel „Altes und Neues in der Begeg-

nung von Juden und Christen“. Mit einem Fest in der Ev. Limesgemeinde Schwalbach wurde der 50. Gründungstag des Staates Israel gefeiert. Der Vortrag von Dr. Kornelia Siedlaczek, Frankfurt, beschäftigte sich mit dem Thema „Die Juden und die katholische Kirche – eine verhängnisvolle Geschichte? – Bestandsaufnahme und Auseinandersetzung mit dem Vatikan-Dokument“. Eine Kooperationsveranstaltung mit der Kath. Pfarrgemeinde St. Katharina, Bad Soden.

1999

Vortrag von Prof. Dr. Berndt Schaller, Göttingen zum Thema „Das Verhältnis von Christen und Juden im Licht des Paulus-Wortes Römer 11,18“ in Hofheim.

Tagesseminarfahrt nach Köln zum Besuch der Ausstellung „Qumran – Die Schriftrollen vom Toten Meer“. Gesprächsabend mit Erich Rohan über „Das Leid und Schicksal der Kinder im Holocaust“ in Kooperation mit der Ev. Limesgemeinde Schwalbach.

2000

Gedenken an die Pogromnacht 1938 an der ehemaligen Synagoge in Hofheim mit einer Ansprache des Landrates Berthold R. Gall und anschließendem Theaterstück über Leben und Werk der deutsch-jüdischen Dichterin Gertrud Kolmar (Lilli Schwethelm, theater mimikri Büdingen). Fahrt durch den Main-Taunus-Kreis auf Spuren des ehemaligen jüdischen Lebens. Vortrag in Schwalbach im Rahmen der Vortragsreihe „Bedeutende jüdische Gelehrte in Frankfurt am Main“ von Prof. Dr. Ludwig v. Friedeburg, Frankfurt „Max Horkheimer, Theodor W. Adorno und das Institut für Sozialforschung“.

2001

Ausstellung „Stationen des Antijudaismus – Vom Kirchenvater Cyprian bis Adolf Hitler“ in der Ev. Limesgemeinde Schwalbach mit einem Vortrag von Prof. Dr. Winfried Frey, Kriftel.

Konzert der Klezmergruppe JONTEF „Klejne Mentsche-

lach – Jiddische Lieder und Geschichten in Kooperation mit der Stadt Flörsheim.

2002

Vortrags- und Gesprächsabend mit Dr. Jair Bäuml in Schwalbach zum Thema „Die Hoffnung nicht verlieren – Jüdische und arabische Israelis auf der Suche nach einem gemeinsamen Weg“. Gottesdienstliche Feier am Gründonnerstag mit Seder-Elementen in der Ev. Limesgemeinde Schwalbach. Vortrag von Erich Rohan „Der Talmud – kein Buch mit sieben Siegeln“ in Kelkheim. Seit dem Jahr 2000 Mitarbeit beim Arbeitskreis „Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus“ (hier arbeitet die CJZ mit der Stadt Schwalbach, dem Sozial- und Jugendamt, der Stadtbücherei, dem Stadtarchivar, der Leseförderung, den Kirchen, den Schulen und der Kulturkreis GmbH zusammen). Höhepunkt in diesem Jahr war die Aufführung der Oper „Brundibar“. Ehrengast war Trude Simonsohn, Frankfurt..

2003

Studienfahrt nach Theresienstadt und Prag.

Tagesfahrt nach Kiedrich

„Auf den Spuren von Gerson Stern, Kaufmann, Schriftsteller und Bürger von 1920 bis 1937 in Kiedrich.

Veranstaltungsreihe in Kooperation mit der Stadt Hofheim, der Katholischen Erwachsenenbildung, dem Fritz-Bauer-Institut und der Jugendbegegnungsstätte Anne Frank zum Thema „40 Jahre Auschwitz Prozesse“.

2004

Mittwochsgespräch in der Ev. Johannesgemeinde Hofheim „Purim – Ein jüdisches Fest kurz nach Fasching“.

Fortsetzung der Veranstaltungsreihe „40 Jahre Auschwitz Prozesse“.

Öffentliche Führung auf dem jüdischen Friedhof in Bad Soden (Dr. Dietmut Thilenius).

Vortrag von Landesrabbiner Dr. Henry Brandt in der Stadthalle Hofheim zum Thema „Dabru-Emet – Redet Wahrheit“.

2005

Studienreise nach Israel.

Mittwochsgespräche in der Ev. Johanneskirche Hofheim, u.a. über „Myriam-Maria – Eine Frau mit vielen Gesichtern“ und

„Grundlagen des Judentums – Eine Dialog-Bibelarbeit“ mit Prof. Ruth Lapide und Pfarrer Andreas Heidrich, Ev. Kirche Bad Soden.

„Seines letzten Jiddens letztes Lied“ – Musikalische Lesung der Texte von Jizchak Katzenelson in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis „Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus“.

Vortrag von Prof. Dr. Winfried Frey zum Thema „Passionsspiele, Passionsaltäre und Judenhass im späten Mittelalter“ in Krieffel.

Nach intensiver Recherchearbeit und mit finanzieller Unterstützung von Sponsoren konnte das Faltblatt „Spuren jüdischen Lebens im Main-Taunus-Kreis“ fertiggestellt werden. Das Informationsblatt stieß auf sehr großes Interesse.

2006

Joachim Janz spricht im Flörsheimer Kunstforum über „Geschichte vor Ort: Spuren jüdischen Lebens“ und Dr. Yair Bäuml, Universität Haifa in der Ev. Limesgemeinde Schwalbach über „Zionismus und Israel im Jahre 2006 – zwischen Risiko und Hoffnung“.

Im Anschluss an das „Öffentliche Gedenken zum 9. November“ vor der ehemaligen Synagoge in Hofheim gibt es einen „Musikalisch-literarischen Abend zum 9. November mit der Roman Kuperschmidt-Band“ im Stadtmuseum Hofheim.

Zeitzeugengespräche in verschiedenen Schulen des Main-Taunus-Kreises mit Erich Rohan. Kooperation mit dem Jüdischen Museum Frankfurt und anderen Organisationen bei den Rahmenveranstaltungen zur Ausstellung „Klezmerwelten“. Die CJZ organisierte mit der Kulturkreis GmbH Schwalbach im Stadtmuseum das Gesprächskonzert „A Tickle in the Heart“.

2007

Vortrag von Prof. Dr. theol. Hubert Frankemölle zum Thema „Unbequeme Wahrheiten im christlich-jüdischen Dialog“. Dialog-Bibelarbeit mit Prof. Ruth Lapide und Pfarrer Andreas Heidrich in der Ev. Gemeinde Bad Soden. „24-Stunden-Lesenacht zum Gedenken der Opfer des Nationalsozialismus“ in Kooperation mit der Ev. Limesgemeinde und dem Arbeitskreis Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus Schwalbach. Vortrag von Bernd Vorlaeufer-Germer „Spuren der Vergangenheit: Vernichtung durch Arbeit“

Konzentrationslager im Taunus in Kooperation mit dem Bildungswerk Main-Taunus der Kath. Erwachsenenbildung.

2008

Festvortrag von Dr. Christine Hohmann-Dennhardt aus Anlass des 20jährigen Bestehens der CJZ im Main-Taunus-Kreis in der Stadthalle Hofheim. Vortrag in der VHS Hofheim von Dr. Thomas Hammer „Ernst Cassirer – ein großer

Philosoph und Wissenschaftler“. Zeitzeugengespräch mit Yaakov und Zippora Zur im Stadtmuseum Hofheim.

Vortrag in der Thomasgemeinde Hofheim-Marxheim von Pfarrer Rudolf Heine „Jüdisches Leben ohne Antisemitismus – Zur Geschichte des Judentums in Indien“.

In Kooperation mit dem Arbeitskreis Städtepartnerschaft Olkusz-Schwalbach und dem Arbeitskreis Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus wird in Schwalbach der Film von Andrzej Wajda „Korczak“ gezeigt.

2009

Rabbiner Andrew Steiman spricht in der Stadthalle Hofheim über „60 Jahre christlich-jüdischer Dialog – Rückblick und Ausblick“. Vortrag und Diskussion mit Prof. Dr. Gert Krell und Andreas Zumach „Israel – Palästina: ist Frieden noch möglich?“ Eine Veranstaltung in der Ev. Johannesgemeinde Hofheim in Zusammenarbeit mit der Stadt Hofheim, der Friedensinitiative Main-Taunus und dem Zentrum

Ökumene. Lesung mit Helga Flatauer in der Stadtbücherei Schwalbach. Konzert der „Klezmer Techter“ in Zusammenarbeit mit dem Mehrgenerationenhaus Eschborn.

2010



Teilnahme an der Verleihung des „Ignatz-Bubis-Preises für Verständigung“ an die Zeitzeugin Trude Simonsohn in der Paulskirche.

Im Rahmen der „Woche der Brüderlichkeit“ gestalten Dorothee Reingardt und Georg Metz Vortrag und Konzert „Biblische Frauengestalten im Spiegel großer Komponisten und Dichter“ in der Stadthalle Hofheim. „Erinnern und begegnen“ Reise nach Auschwitz mit Jugendlichen und Erwach-

senen in Kooperation mit dem Jugendbildungswerk der Stadt Schwalbach.

Vortrag im Kath. Gemeindehaus Kriftel von Prof. Dr. Winfried Frey „Die Juden und das Geld – Zur Geschichte eines Vorurteils“.

Chanukka-Feier im Kath. Gemeindehaus Kriftel.

Studienreise nach Israel in Zusammenarbeit mit der Ev. Kirchengemeinde Bad Soden.

„Gesichter und Biographien hinter den Wallauer Stolpersteinen – Eine Reise zurück in dunkle Zeiten“ organisiert.

Prof. Ruth Lapide und Pfarrer Andreas Heidrich gestalten im Ev. Gemeindehaus Bad Soden das christlich-jüdische Bibelgespräch „Auf den Spuren des verlorenen Sohnes“.

hias Hofmann spricht in der Ev. Limesgemeinde über den „Aufbruch in der arabischen Welt“.

Rabbiner Andrew Steiman führt in den Schabbat-Gottesdienst bei der Henry-Budge-Stiftung ein. Konzert mit dem Duo Dasch / Raue „Ess ist gewesen a sumertog – Das Wilnaer Ghetto im Spiegel seiner Lieder“ in Kooperation mit dem Stadtmuseum Hofheim.

2012

2011

Vortrag von Prof. Dr. Gert Krell „Schatten der Vergangenheit – Nazi-Deutschland, Holocaust und der Nahost-Konflikt“ in der Ev. Thomasgemeinde Hofheim-Marxheim.

Dr. Helga Krohn stellt ihr neues Buch „Es war richtig zurückzukommen – Juden nach 1945 in Frankfurt am Main“ vor, eine Kooperationsveranstaltung mit der Ev. Limesgemeinde Schwalbach und der Kulturkreis GmbH Schwalbach. Mit dem Heimat- und Geschichtsverein Wanalohe, Wallau und in Kooperation mit dem Stadtmuseum Hofheim wurde die Veranstaltung



Besuch und Führung durch die neue Synagoge in Mainz. Konzert „Jiddisch zu Dritt“ mit Hana Frejková, Marianna Borecká und Slávek Brabec aus Prag in Kooperation mit der Kulturkreis GmbH Schwalbach.

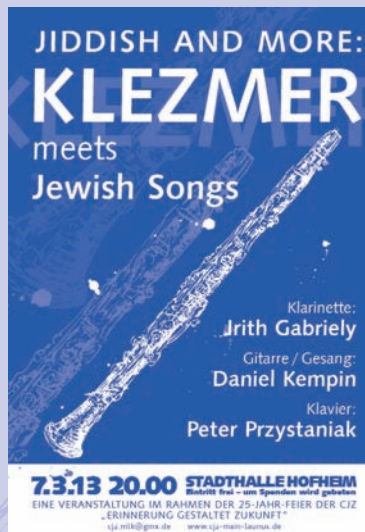
Gerda Eckhardt organisiert eine Studienreise nach Israel und Palästina und Dr. Matt-

2013

Ausstellung „Stationen des Holocaust und des Rassismus heute“ mit Vorträgen, Gesprächen, Zeitzeugengespräch und Erzählcafé in Kooperation mit der Ev. Kirchengemeinde Bad Soden.



Lesung mit Eva Szepsi „Ein Mädchen allein auf der Flucht“. Eine Veranstaltung des Arbeitskreises Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus in Schwalbach.



Feier zum 25jährigen Jubiläum der CJZ im Main-Taunus-Kreis in der Stadthalle Hofheim mit einem Vortrag von Prof. Dr. Martin Stöhr und einem Konzert „Klezmer meets Jewish Songs“ mit Irith Gabriely, Daniel Kempin und Peter Przystaniak.

Kooperationen

Aus grundsätzlichen Erwägungen heraus, aber auch unter dem Gesichtspunkt knapper finanzieller und personeller Ressourcen, sucht die CJZ die Zusammenarbeit mit Schulen, den Kirchengemeinden, Kommunen und Einrichtungen, die sich ebenfalls mit der Erinnerung, der Kultur und der Spurensuche jüdischen Lebens im Main-Taunus-Kreis beschäftigen.

Besonders langjährige Kooperationen bestehen u.a. mit

der Stadt Hofheim,

der Stadt Hattersheim,

der Ev. Kirchengemeinde Bad Soden,

der Ev. Limesgemeinde Schwalbach,

der Ev. Johannesgemeinde Hofheim,

der Ev. Talkirchengemeinde Eppstein,

der Ev. Kirchengemeinde Oberhöchstadt,

der Ev. Paulusgemeinde
Kelkheim,

der Kath. Pfarrgemeinde
Kriftel,

der Kath. Erwachsenenbildung,

der Kulturkreis GmbH
Schwalbach,

der Main-Taunus-Schule
Hofheim,

der Albert-Einstein-Schule
Schwalbach,

dem Stadtmuseum Hofheim,

der Bürgervereinigung
Hofheimer Altstadt,

der Henry-Budge-Stiftung
Frankfurt

und dem Schwalbacher Arbeits-
kreis Kindheit und Jugend im
Nationalsozialismus.

Die CJZ Main-Taunus-Kreis ist
Mitglied im Deutschen Koor-
dinierungsrat und der neuge-
gründeten Arbeitsgemeinschaft
der Gesellschaften für christ-
lich-jüdische Zusammenarbeit
in Hessen.

Vorstand und Kuratorium heute

Im derzeitigen Vorstand
arbeiten mit:

1. Vorsitzender Pfarrer i. R.
Willi Schelwies (ev.) – im
Vorstand seit 1996 und seit
2001 Vorsitzender;

2. Vorsitzende Gerda
Eckhardt (ev.) – seit 2002;

Beisitzerin Dr. Dietmut
Thilenius (ev.) – seit 2002;

Beisitzer Dr. Thomas Hammer
(kath.) – seit 2004;

Schatzmeister Günter Pabst (ev.)
– seit 2010

sowie als Konsultatives
Ehrenmitglied Erich Rohan
(jüd.) – seit 2010, zuvor von
1996 bis 2009 Beisitzer.

Seit 2008 wird die Arbeit von
Karin Hammer unterstützt, die
u. a. für die Protokolle, die
Homepage, den Veranstaltun-
gskalender, die Rundbriefe und
die Pressearbeit zuständig ist.

Im 25jährigen Jubiläumsjahr
gehören dem Kuratorium an:

Christiane Augsburg
(Bürgermeisterin in Schwalbach),
Christoph Diring
(Kath. Bezirksbüro Hochtaunus),
Dekan Dr. Martin Fedler-Raupp
(Bad Soden),
Prof. Dr. Winfried Frey (Kriftel),
Dr. Christine Hohmann-
Dennhardt (Kelkheim),
Joachim Janz (Hofheim),
Daniel Kempin-Edelmann
(Frankfurt),
Jochen Kilb (Kriftel),
Irene Krell (Hofheim),
Wolfgang Männer
(Vorsitzender des Kreistages
Main-Taunus-Kreis),
Gisela Stang
(Bürgermeisterin in Hofheim),
Otmar Vorländer (Hofheim),
Renate Wolf
(Bürgermeisterin in Sulzbach)

Langjährige Mitglieder waren
bis Ende 2012

Dekan Eberhard Kühn
(Bad Soden) und
Gerhard Kern (Hofheim)

Zusammengestellt nach Materialien des
DKR, der Chronik von Margarete Lauck
und Sybille Holland-Merten aus dem Jahr
1998 und den Jahresberichten der CJZ
Main-Taunus-Kreis e.V. von 1988 - 2012.

Tätigkeitsbericht 2012

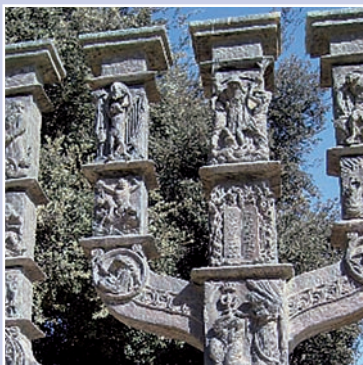
1 Veranstaltungen zur „Woche der Brüderlichkeit“

Fr., 09.03.12

Bürgerhaus Schwalbach
Jiddisch zu Dritt

*Konzert mit Hana Frejková
(Gesang), Marianna Borecká,
Milan Potocek (Klarinette) und
Slávek Brabec (Akkordeon)*

2 Tagungen, Seminare, Studienfahrten



26.03.-02.04.12

Studienreise nach Israel

Freut euch mit Jerusalem und
seid fröhlich in ihr alle, die ihr
sie liebt (Jesaia 6 Vers 10)

3 Einzelvorträge, Dia- und Filmvorträge

Alle Veranstaltungen wurden
in Zusammenarbeit mit der
jeweils gastgebenden Ge-
meinde angekündigt und
durchgeführt.

Sa., 24.03.12

Gemeindezentrum
St. Marien / St. Katharina
Bad Soden

**Auf den Spuren der Psalmen
– Vortrag zum Konzert**

*Mit Prof. Ruth Lapide und
Pfarrer Andreas Heidrich*
In Zusammenarbeit mit der Ev.
Kirchengemeinde Bad Soden,
der Kath. Kirchengemeinde
St. Marien / St. Katharina Bad
Soden und der Gesellschaft
der Musikfreunde

Di., 03.04.12

Kath. Gemeindehaus Kriftel
**Herr, wie zahlreich sind
meine Bedränger (Psalm 3, 2)
Wer war schuldig am Tode
Jesu?**

Stimmen aus
zwanzig Jahrhunderten
*Vortrag mit
Prof. Dr. Winfried Frey*

Fr., 17.08.12

Ev. Limesgemeinde Schwalbach
**Aufbruch in der
arabischen Welt?**

Mit Matthias Hofmann

In Zusammenarbeit mit der Ev.
Limesgemeinde Schwalbach

Di., 02.10.12

Ev. Gemeindehaus Sulzbach
Das Hohe Lied der Liebe
Mit Dr. Dietmut Thilenius



Mi., 07.11.12

Ev. Kirche Oberhöchststadt
**Lernen von und mit
Rabbinerin Klapheck
– Studiennachmittag**
In Kooperation mit dem Ev.
Dekanat Kronberg



Fr., 09.11.12

Ehemalige Synagoge in
Hofheim „Türmchen“

**Öffentliches Gedenken
des 9. November 1938**

mit veranstaltet von der Stadt
Hofheim, der Bürgervereini-
gung Hofheimer Altstadt, dem
Rat der christlichen Gemeinden,
Schülerinnen und Schülern
der Main-Taunus-Schule

**4 Kulturelle Veranstal-
tungen / Gottesdienste**

So., 29.01.12

Stadtbücherei Schwalbach

Eine jüdische Zeitreise –

Konzert mit Dany Bober
in Zusammenarbeit mit dem
AK Kindheit und Jugend im
Nationalsozialismus

Mi., 15.02.12

Ev. Gemeindehaus Bad Soden

**Von Liebe, Lust und Leid –
Christl.-jüdisches Bibelge-
spräch**

*Mit Prof. Ruth Lapid und
Pfarrer Andreas Heidrich*
In Zusammenarbeit mit der Ev.
Kirchengemeinde Bad Soden



So., 19.02.12

Synagoge Mainz

Besuch und Führung

Sa., 24.03.12

Gemeindezentrum

St. Marien / St. Katharina
Bad Soden

**Auf den Spuren der Psalmen
– Vortrag zum Konzert**

*Mit Prof. Ruth Lapid und
Pfarrer Andreas Heidrich*
In Zusammenarbeit mit der ev.
Kirchengemeinde Bad Soden,
der Kath. Kirchengemeinde
St. Marien / St. Katharina Bad
Soden und der Gesellschaft
der Musikfreunde

Do., 05.04.12

Ev. Limesgemeinde Schwalbach

Gründonnerstagsfeier

mit Pfarrer Willi Schelwies
In Zusammenarbeit mit der Ev.
Limesgemeinde Schwalbach

Fr., 11.05.12

Budge-Stiftung Frankfurt

**Einführung in den
Schabbat-Gottesdienst**

mit Besuch des Gottesdienstes
Mit Rabbiner Andrew Steiman

Mi., 23.05.12

Stadtmuseum Hofheim

Joseph und seine Brüder

Vortrag und Lieder
Mit Elijah Avital

So., 12.08.12

Ev. Kirche Bad Soden

**Nicht du trägst die Wurzel,
sondern die Wurzel trägt
dich“ (Römer 9,18) -**

Gottesdienst mit christlich-

jüdischer Dialogpredigt

Mit Prof. R. Lapide

und Pfarrer A. Heidrich

In Zusammenarbeit mit der Ev.
Kirchengemeinde Bad Soden

So., 09.09.12

**Führung über den jüdischen
Friedhof in Bad Soden zum
Tag des Offenen Denkmals**

Mit Dr. Dietmut Thilenius



Di., 09.10.12

Ev. Limesgemeinde Schwalbach

**Lesung mit Michel Bergmann
aus seinem neuen Roman
„Machloikes“**

In Zusammenarbeit mit der Ev.
Limesgemeinde und der
Kulturkreis GmbH, Schwalbach

Di., 06.11.12

Westendsynagoge Frankfurt

Besuch und Führung

Fr., 09.11.12

Stadtmuseum Hofheim

**Ess is gewen a sumertog –
Das Wilnaer Ghetto im
Spiegel seiner Lieder**

mit dem Duo Dasch/Raue

In Kooperation mit dem
Stadtmuseum Hofheim



So., 16.12.12

Ev. Gemeindehaus Bad Soden

Chanukka-Feier

*Mit Rabbiner Andrew Steiman
und Roman Kupersmidt*

In Zusammenarbeit mit der Ev.
Kirchengemeinde Bad Soden

5 Interne Veranstaltungen

Do., 01.03.12

**Mitgliederversammlung
in Kriftel**

Do., 15.11.12

**eine Sitzung des
Kuratoriums in Kriftel**

6 Jugendarbeit / Arbeit mit jungen Erwachsenen

Fr., 09.11.12:

In Hofheim waren an der
**öffentlichen Gedenkveran-
staltung am 9. November**
Schülerinnen und Schüler des
Musikleistungskurses der
Main-Taunus-Schule, Hofheim,
mit musikalischen Beiträgen
beteiligt.

7 Sonstige Aktivitäten der eigenen Gesellschaft

Mitarbeit im ev. Arbeitskreis
für das christlich-jüdische
Gespräch Hessen-Nassau

Mitarbeit im Arbeitskreis
KIRCHE UND SYNAGOG
des Bistums Limburg

8 Teilnahme an DKR und anderen Veranstaltungen

Teilnahme an der Studientagung und **Mitgliederversammlung des DKR** in Bonn.



Teilnahme am **Treffen der hessischen Gesellschaften** in Frankfurt.

Teilnahme an allen Veranstaltungen und Sitzungen der **Projektreihe „Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus“** der Stadt Schwalbach a.Ts..

Teilnahme am **Verlegen von Stolpersteinen** in Kriftel.

9 Öffentlichkeitsarbeit

Grüße zu Rosch Haschana an alle jüdischen Mitglieder.

Versand von 5 Rundschreiben

an Mitglieder und Freunde,

Städte und Gemeinden und die ev. und kath. Kirchengemeinden des Main-Taunus-Kreises,

die Mitglieder des Kuratoriums, die Hessischen Gesellschaften für CJZ,

den Deutschen Koordinierungsrat CJZ (DKR),

das Hessische Kultusministerium

und an die Presse.

Plakataushang mit Ankündigung unserer Veranstaltungen in den ev. und kath. Kirchengemeinden des Kreises, je nach Anlass auch in Rathäusern, Schulen, Bibliotheken und Buchhandlungen.

Ankündigung und Berichterstattung unserer Veranstaltungen in regionalen Zeitungen, örtlichen und kirchlichen Mitteilungsblättern und den Programmheften der KEB Bildungswerk Main-Taunus bzw. der Evangelischen Familien- und Erwachsenenbildung im Dekanat Kronberg.

Bücherecke - eine nachahmenswerte Initiative

In der Stadtbücherei Schwalbach, Marktplatz 15, gibt es ein Regal mit Büchern zum Judentum, zum jüdisch-christlichen Gespräch, zum Thema Holocaust und ähnlichen Inhalten, wie sie die CJZ Main-Taunus-Kreis vertritt. Diese Bücher können kostenlos zu den Öffnungszeiten der Bücherei und nach dem kostenlosen Erwerb einer Lesekarte ausgeliehen werden.



Andrew Steiman mit Willi Schelwies

Neue Impulse für den Dialog

Willi Schelwies

Der Dialog zwischen Juden und Christen nach der Shoah lässt uns erkennen, dass die Geschichte des Christentums auch eine Geschichte der Verdrängung der Mutterreligion bzw. Schwesterreligion war und ist. Ecclesia versus Synagoge, Neuer versus Alter Bund, Evangelium versus Gesetz, Liebesgebot versus Gesetze, Wahres Volk (das heißt die Kirche) versus Volk Israel, der Gott des Neuen Testaments versus der Gott des Alten Testaments – das Alte ist durch Jesus vom Neuen überholt und ersetzt worden. Selbst der Bruderrat der Bekennenden Kirche konnte mit Bezug auf die Shoah noch 1948 sagen:

„Dass Gott nicht mit sich spotten lässt, ist die stumme Predigt des jüdischen Schicksals, uns zur Warnung, den Juden zur Mahnung, ob sie sich nicht bekehren möchten zu dem, bei dem allein auch ihr Heil steht (nämlich Christus – der Verfasser).“

Erst die Besinnung auf die Wurzeln im Judentum lassen nach Schuld und Verdrängung eine neue christliche Identität entstehen. Diese Erkenntnis ist für mich nicht leicht, aber notwendig, wenn mein Leben vor Gott glaubwürdig und authentisch, bibelbezogen und verantwortlich sein soll. Vor 22 Jahren im Dezember 1991 hat die 7. Synode der Evangelischen Kirche Hessen-Nassau (EKHN) das Kirchengesetz zur Änderung der Kirchenordnung hinsichtlich des Verhältnisses von Juden und Christen beschlossen:

„Aus Blindheit und Schuld zur Umkehr gerufen, bezeugt sie (die Kirche) neu die bleibende Erwählung der Juden und Gottes Bund mit ihnen. Das Bekenntnis zu Jesus Christus schließt dieses Zeugnis mit ein.“

Ein wichtiger Schritt zur Neubewertung in unserer Landeskirche war damit getan, gleichzeitig verbunden mit dem Auftrag, auch über die Konsequenzen für die Gemeindepraxis nachzudenken. Ähnliche Beschlüsse haben alle evangelischen Landeskirchen und auch die römisch katholische Kirche gefasst.

Insofern hat die jüdische Stellungnahme in den USA zu Christen und Christentum unter dem Titel „Dabru Emet – Redet Wahrheit“ vom 10. September 2000 gute Gründe für ihre Vertrauenskundgabe zur jüdisch-christlichen Beziehung. Hier heißt es:

„In den vergangenen Jahren hat sich ein dramatischer und unvorhersehbarer Wandel in den christlich-jüdischen Beziehungen vollzogen ...

Eine wachsende Zahl kirchlicher Gremien, unter ihnen sowohl römisch-katholische als auch protestantische, haben in öffentlichen Erklärungen ihre Reue über die Misshandlung von Juden und Judentum zum Ausdruck gebracht.

Diese Erklärungen haben zudem verdeutlicht, wie christliche Lehre und Predigt reformiert werden können und müssen, um den unverändert gültigen Bund Gottes mit dem jüdischen Volk anzuerkennen und den Beitrag des Judentums zur Weltkultur und zum christlichen Glauben selbst zu würdigen“.

Auch in unserer Region haben wir viele positive Entwicklungen und Projekte erlebt, auf die wir anlässlich unseres Jubiläums blicken können.

Ich denke an die Lerntage zum Schabbat, an unsere Israelreisen, an das Engagement von Schülerinnen und Schülern in Hofheim und Schwalbach, an die vertrauensvolle und konstruktive Zusammenarbeit von Juden und Nichtjuden in gemeinsamen Projekten.

Schon 1947 war der Internationale Rat der Juden und Christen (ICCJ) im schweizerischen Seelisberg zusammengekommen, um die tiefe Trauer über die Shoah auszudrücken. Damals entstanden die sogenannten Seelisberger Thesen.

Im Sommer 2009 wurden die ‚Berliner Thesen‘ im Sinne einer Neuverpflichtung und Neuausrichtung formuliert. Einige dieser als Aufruf formulierten Thesen scheinen mir so wegweisend, dass ich sie in Auszügen aufgreifen möchte. (vollständiger Text siehe www.iccj.org)

Sie beginnen mit dem Aufruf an Christen und christliche Gemeinden.

Wir verpflichten uns auf die folgenden Ziele und laden alle Christen und christlichen Gemeinden ein, sich uns in dem fortdauernden Bestreben anzuschließen, alle Spuren der Verachtung gegenüber Juden zu beseitigen und die Bande mit den jüdischen Gemeinden weltweit zu fördern.

1. Religiöse, rassistische und alle anderen Formen von Antisemitismus zu bekämpfen

Indem wir Jesu grundlegende Identität als Jude seiner Zeit anerkennen und seine Lehren innerhalb des Kontexts des Judentums des ersten Jahrhunderts interpretieren...

Indem wir betonen, dass die neuere Forschung sowohl über die Gemeinsamkeit als auch über die allmähliche Trennung von Christentum und Judentum entscheidend ist für unser grundlegendes Verständnis des jüdisch-christlichen Verhältnisses...

Indem wir uns gegen christliche Fehldeutungen biblischer Texte über Juden und Judentum wenden, die Zerrbilder oder Feindseligkeit hervorrufen.

Indem wir den ungeheuren religiösen Reichtum der jüdischen Überlieferung hervorheben, insbesondere durch das Studium seiner maßgeblichen Texte.

2. Den interreligiösen Dialog mit Juden zu fördern

Indem wir Dialog als etwas begreifen, das Vertrauen und die Gleichberechtigung aller Teilnehmenden voraussetzt, und jegliche Absicht ablehnen, andere davon zu überzeugen, den jeweils eigenen Glauben anzunehmen...

3. Ein theologisches Verständnis des Judentums zu entwickeln, das dessen eigenständige Integrität bekräftigt

Indem wir alle Lehren ausschließen, denen zufolge die Christen die Juden als ein Volk im Bundesverhältnis mit Gott abgelöst haben.

Indem wir die gemeinsame Sendung von Juden und Christen zur Vorbereitung der Welt auf das Reich Gottes oder das kommende Zeitalter hervorheben....

Indem wir organisierten Bemühungen zur Bekehrung von Juden entgegenreten

4. Für den Frieden Jerusalems zu beten

Indem wir zu einem volleren Verständnis der tiefen Bindung des Judentums an das Land Israel als einer grundlegenden religiösen Perspektive sowie der Verbindung vieler jüdischer Menschen zum Staat Israel als einer Frage des physischen wie kulturellen Überlebens gelangen...

Indem wir die Politik der israelischen und palästinensischen Regierungs- und gesellschaftlichen Institutionen kritisieren, wenn eine solche Kritik moralisch berechtigt ist und zugleich die tiefe Bindung beider Gemeinschaften an das Land anerkennen.

Indem wir Angriffe gegen den Zionismus kritisieren, wo sie zum Ausdruck von Antisemitismus werden....

Indem wir die Sicherheit und den Wohlstand christlicher Gemeinden in Israel wie in Palästina fördern.

Indem wir auf bessere Beziehungen zwischen Juden, Christen und Muslimen im Nahen Osten und in der übrigen Welt hinarbeiten.

Ein Aufruf an Juden und jüdische Gemeinden

Wir verpflichten uns auf die folgenden Ziele und laden alle Juden und jüdischen Gemeinden ein, sich uns in dem fortdauernden Bemühen anzuschließen, alle Spuren der Feindseligkeit und Zerrbilder gegenüber Christen zu beseitigen und die Bande mit den christlichen Kirchen weltweit zu fördern.

5. Die Bemühungen vieler christlicher Gemeinden im späten 20. Jahrhundert anzuerkennen, ihre Einstellungen gegenüber Juden zu reformieren

Indem wir durch verstärkten intensiven Dialog mit Christen diese Reformen kennenlernen.

Indem wir das Neue Testament sowohl als heiligen Text des Christentums als auch als Literatur studieren, die weitgehend von Juden in einem der früh-rabbinischen Literatur ähnlichen historisch-kulturellen Kontext verfasst wurde, und so einen Einblick in die Entwicklung des Judentums in den frühen Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bieten.

6. Jüdische Texte und jüdische Liturgie im Licht dieser christlichen Reformen neu zu überdenken

Indem wir problematische Texte in ihren historischen Kontext hineinstellen, insbesondere Texte aus Zeiten, in denen Juden eine ohnmächtige, verfolgte und gedemütigte Minderheit waren...

7. Zwischen fairer Kritik an Israel und Antisemitismus zu unterscheiden

Indem wir biblische Beispiele gerechter Kritik als Ausdruck von Loyalität und Liebe verstehen und fördern.

Indem wir Christen helfen, zu verstehen, dass – neben religiösem Glauben und religiöser Praxis – gemeinschaftliche Identität und Verbundenheit miteinander ein wesentlicher Teil jüdischen Selbstverständnisses sind und somit die Verpflichtung gegenüber dem Überleben und der Sicherheit des Staates Israel den meisten Juden von großer Bedeutung erscheinen lassen.

8. Den Staat Israel darin zu ermutigen, darauf hinzu arbeiten, die in seinen Gründungsdokumenten formulierten Ideale zu verwirklichen – eine Aufgabe, die Israel mit vielen Völkern der Welt teilt

Indem wir religiösen und ethnischen Minderheiten, einschließlich der Christen, die innerhalb des jüdischen Staates leben, gleiche Rechte garantieren.

Indem wir eine gerechte und friedvolle Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts erreichen.

Ein Aufruf an christliche wie jüdische Gemeinden und an Andere

Wir verpflichten uns auf die folgenden Ziele und laden Juden, Christen und Muslime gemeinsam mit allen Menschen des Glaubens und guten Willens ein, einander stets zu respektieren und die Unterschiede und die Würde des jeweils Anderen zu achten.

9. Interreligiöse und interkulturelle Erziehung zu fördern

Indem wir negative Bilder Anderer bekämpfen und die grundlegende Wahrheit lehren, dass jeder Mensch nach dem Bilde Gottes geschaffen ist...

Indem wir zum wechselseitigen Studium religiöser Texte ermutigen, so dass Juden, Christen, Muslime und Mitglieder anderer religiöser Gruppen von- und miteinander lernen können...

10. Interreligiöse Freundschaft und Zusammenarbeit sowie soziale Gerechtigkeit in der globalen Gesellschaft zu fördern

Indem wir uns an der Einzigartigkeit jedes Menschen erfreuen und jedes Menschen politisches, wirtschaftliches und soziales Wohlergehen fördern.

Indem wir Mitglieder von Glaubenstraditionen, die in eine neue Heimat emigriert sind, wo sie zur religiösen Minderheit geworden sind, als gleichberechtigte Bürger anerkennen.

Indem wir nach gleichen Rechten für alle Menschen streben, ungeachtet ihrer Religion, ihres Geschlechts oder ihrer sexuellen Orientierung....

11. Den Dialog mit politischen und wirtschaftlichen Institutionen zu verstärken

Indem wir mit politischen und wirtschaftlichen Institutionen zusammenarbeiten, wo immer es möglich ist, um interreligiöse Verständigung zu fördern.

12. Mit all jenen Verbindung zu suchen, deren Arbeit auf die Forderungen der Verantwortung für die Umwelt antwortet

Indem wir die gemeinsame jüdische und christliche biblische Verpflichtung gegenüber der Schöpfung und die Verantwortung anerkennen, sie im öffentlichen Diskurs und Handeln zum Tragen zu bringen.

Ein umfassender Aufruf an uns alle, die wir uns dem jüdisch-christlichen Dialog verbunden wissen.

Seit 1947 haben viele an diesem Prozess mitgearbeitet und werden es weiter tun, so auch unsere Gesellschaft im Main-Taunus-Kreis. Von Anfang an waren auch viele nicht konfessionell gebundene Mitglieder engagiert. Wir fühlen uns gemeinsam diesem Auftrag auch in Zukunft verpflichtet.

Und – wie weiter?

Gespräch mit Erich Rohan



Wie sehen Sie die Arbeit der CJZ in den vergangenen 25 Jahren?

Das 25 jährige Jubiläum der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im MTK ist eine gute Gelegenheit, die Tätigkeit der letzten 15 Jahre zu überblicken und zu bilanzieren.

In der Broschüre, die wir anlässlich des 10-jährigen Jubiläums herausgegeben haben, wurden nicht nur die Aktivitä-

ten beschrieben, sondern diese auch mit den anfänglichen Vorstellungen und Zielen verglichen.

Es geht nicht nur um die Berechtigung der Inhalte einzelner Aktivitäten, sondern deren mögliche Eingliederung in das nicht immer ideale Verhältnis zwischen Christen und Juden.

Wie sehen Sie das Verhältnis zwischen Christen und Juden?

Es ist notwendig, die geschichtlichen Ursprünge der ganzen Problematik zu zeigen, auch wenn diese durch viele ungerechte Behauptungen schwer belastet wurden.

Es waren nicht immer nur neue positive Aspekte, die das Verhältnis beider christlicher Religionen und der jüdischen verbessert haben. Positiv sind die in eine neue Richtung denkenden christlichen Theologen, die die tiefgreifenden Berührungspunkten beider Religionen aufgezeigt haben, insbesondere die Sicht des Juden Jesus. Negative Seiten sind in den letzten 15 Jahren aber auch dazu gekommen.

Hier scheinen unüberschreit-

bare Grenzen gesetzt worden zu sein, die die Verständigung erschwert haben.

Woran denken Sie da?

Es hat sich bei einem Teil der Theologen beider christlicher Religionen die Unterscheidung von Jesus als Mensch und Jesus als auferstandenen Messias und Gottessohn eingebürgert. Dem gegenüber hat die Betonung der neu formulierten Karfreitagsfürbitte des Vatikans (für den „außerordentlichen“ Ritus) für die Juden einen herben Rückschlag bedeutet, wenn es dort heißt:

„Lasst uns auch beten für die Juden, dass unser Gott und Herr ihre Herzen erleuchte, damit sie Jesus Christus als Retter aller Menschen erkennen.“

Diese Formulierung geht aus meiner Sicht hinter die Ergebnisse des 2. Vatikanischen Konzils zurück.

Nach diesem Satz fragen sich auch wenig informierte Juden, ob die Rettung der Juden vergangener Jahrhunderte unbedingt erst in deren „Blut“ (Tod und Leiden) enden musste.

Das endete schließlich in der Shoah mit der Ermordung hunderttausender Kleinkinder. Nicht zu verstehen ist auch die Annäherung der katholischen Kirche an die den Holocaust leugnende Pius Bruderschaft in dem Bestreben, diese in die Einheit der katholischen Kirche einzubinden.

Juden können dem christologischen Inhalt der Karfreitagsbitte nicht zustimmen, da diese zum Missionieren auffordert. Wenn einer der höchsten katholischen Würdenträger diesen Satz als integralen Bestandteil der Liturgie ansieht, und dies im vollen Bewusstsein der missionarischen Tiefe, dann kann das aus der Sicht der Juden nicht respektiert werden.

Wo sehen Sie die Wurzeln des Antijudaismus?

Trotz der Fülle der Problematik muss erwähnt werden, dass die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis mit einer Fülle von Programminhalten sich der Thematik seit Jahren angenommen hat.

Man muss einfach zur Kenntnis nehmen, dass über allen Diskussionen zum christlich-jüdischen Gespräch für einen Laien die Frage beantwortet werden muss, wo und wann der christliche Antijudaismus anfang.

Im Neuen Testament sind genügend Argumente, die die Grundlage eines sehr positiven Verhältnisses bilden könnten und mit denen sich auch unsere jetzige Gesellschaft beschäftigt (z. B. Römer 9-11). Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts und auch noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wurden aber meistens nur die kritischen und die negativen Seiten aus der hebräischen Bibel angewandt. Man sollte ruhigen Gewissens akzeptieren, dass schon zu Zeiten der Kirchenväter der Antijudaismus begann. Mit der immer stärker werdenden Kirche und sehr viel später mit der Verbreitung durch die Schulen wurde die Abneigung der Christen gegenüber den Juden noch ausgeprägter. Die Begründungen dieses Verhaltens wurden meistens theologisch untermau-

ert und wirtschaftspolitisch zu physischer Verfolgung ausgenutzt.

Was können wir dagegen tun?

Nur zwei Faktoren können für die Zukunft den Anti-Judaismus und den daraus entstandenen Antisemitismus erfolgreich bekämpfen:

Die Kirchen und die Schulen müssen in viel konsequenterer Weise sich dieses Problems annehmen – auch wenn diese Versuche vielen Schülern auf die Nerven gehen. Es reicht nicht, falls tatsächlich eine Verbesserung des Verhältnisses erreicht werden soll, mit einigen Seiten in den Schulbüchern auf diese Thematik hinzuweisen.

Als Resümee können wir festhalten, dass es uns gelungen ist durch breit gestreute Aufklärung einen größeren Kreis interessierter Personen zu informieren und dadurch für ein besseres Miteinander zu sorgen. Ich wünsche der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit noch viele Jahre der erfolgreichen aufklärerischen Arbeit.

Juden und Christen am Tisch des Herrn?*

Prof. Dr. Winfried Frey

Gemeinsame Mähler, zumal ritualisierte, galten und gelten als sozial und mental verbindend, zumindest als Konflikte mildernd. Aber gerade ritualisierte Mähler, wenn sie traditionell mit der Gruppenidentität verbunden sind, können auch trennend, ja ausgrenzend wirken. (Ein klassisches Beispiel für beide Aspekte ist der Bericht vom Festmahl Josephs mit seinen Brüdern in Ägypten, Genesis 43, 16-35).

Zwar galt das Pessachfest der Juden vor unserer Zeitrechnung den Christen lange Zeit als eine Vorausdeutung des Abendmahls, der Eucharistie, aber eben nur als solche, nicht als ein religiöses Mahl mit eigener Bedeutung und Berechtigung. Das Festhalten der Juden an ihren Traditionen nach Christi Tod und Auferstehung, 'obwohl sie es doch eigentlich besser hätten wissen müssen', so die einhellige Meinung antiker und mittelalterlicher Theologen, wurde

ihnen als 'Ketzerie des eigenen Glaubens' vorgehalten.

Die Eucharistie, bei den Protestanten späterer Jahrhunderte die Feier des Abendmahls, wurde durch Tradition und Lehre als ein zentraler Bestandteil des christlichen Gottesdienstes bestätigt. Damit wurde auch festgestellt, dass nicht an der Eucharistie, nicht am Abendmahl teilzunehmen widerchristlich sei und zum Ausschluss aus der Gemeinschaft der Gläubigen führe.

Die Juden aber feierten im Altertum und im Mittelalter und feiern bis heute Jahr um Jahr ihr Pessachfest als Erinnerung an die Befreiung und an den Auszug aus Ägypten; sie handelten also nach Auffassung vieler christlicher Theologen bewusst häretisch, ja gottlos. Diese Auffassung passte in das von christlicher Seite entwickelte System der Antagonismen von Christentum und Judentum.

Beispiele dafür findet man bei Origenes (3. Jhd.), bei Ambrosius (4. Jhd.), bei Hieronymus (4. / 5. Jhd.), aber auch bei mittelalterlichen Theologen wie Petrus Vene-

rabilis (Abt von Cluny) und Peter von Blois (Archidiakon von London; beide 12. Jhd.) und weiter bis weit in die Neuzeit.¹ Die Juden wurden so immer wieder neu zu Feinden Christi und der Christenheit gestempelt – mit den bekannten Folgen bis ins 21. Jahrhundert.²

Die erste und dauernde Folge der Abgrenzung war das Verbot gemeinsamer Mähler von Christen und Juden, zu finden in einer Bestimmung des spanischen Konzils von Elvira (um 306) ebenso wie in Äußerungen des katholischen Kontroverstheologen Johannes Eck von 1542³ und seines Antagonisten Martin Luther 1543⁴. Dieses Verbot wurde immer weiter differenziert und verschärft bis hin zum Verbot für die Juden, an christlichen Fasttagen Fleisch zu essen.⁵

Ein weiterer Komplex ist das Verächtlichmachen jüdischer Speisegebräuche, auch dieser zieht sich durch fast die gesamte Geschichte des Christentums und wirkt bis heute auch bei nichtchristlichen Judenhassern nach. Er dringt auch

schnell aus den Sphären theologischer Kontroversen in volkssprachliche polemische Texte und trägt so zur Verbreitung und Verstärkung antijüdischer Vorurteile auch in breiten Schichten bei, verstärkt natürlich durch die rasche Verbreitung des Buchdrucks, der die Publikation kleinerer, daher billiger Schmähchriften ermöglichte.

Eine nicht unwichtige Rolle spielen dabei im 16. und bis weit ins 18. Jahrhundert hinein jüdische Konvertiten wie Johannes Pfefferkorn, Anthonius Margaritha (beide 16. Jhd.) und Dietrich Schwab (17. Jhd.). Sie alle – unter dem Druck ständiger Beobachtung ihrer misstrauischen neuen Glaubensgenossen – schildern scheinbar authentisch jüdische Speisegebräuche, aber häufig so, als wären diese nur Travestien christlicher Gebräuche, und die Juden, die sich so ‚komisch‘ verhielten, seien nur leeren, wahnhaften Regeln unterworfen, die sie ohne Sinn und Verstand befolgten.

Populärer noch wurden diese Diskriminierungen durch Autoren, die sie in grobianisch-vulgärer Verzerrung in Flugblättern auf dem Markt feilboten oder als Fastnachtspiele in den Wirtshäusern aufführten.

Einen Autor und einen Teil seines Werkes will ich als Beispiel dafür kurz vorstellen.⁶ Der Nürnberger Barbier, Wundarzt, Meistersinger, Spruchdichter und Fastnachtspielautor Hans Folz⁷ hat gegen Ende des 15. Jahrhunderts in mehreren Fastnachtspielen und Spruchdichtungen die antijüdische Vertreibungspolitik des Nürnberger Rates propagandistisch unterstützt.

„Die Juden‘ sind dabei allesamt als arrogant, aggressiv und tölpelhaft dargestellt, werden aber schließlich auf burlesk-obszöne Weise ‚besiegt‘ und manche zur Taufe bewegt. Und die freuen sich dann vor allem, da es sie schon lange „nach sweinem fleich gedürst“, auf die „guten wüerst“ (im Fastnachtspiel „Kaiser Constantinus“ 1474 / 1475).

In einem gereimten Spruchgedicht „Die Wahrsagebeeren“ (~1480), das dann auch um 1510 im „Dyl Vlenspiegel“ verändert wieder aufgenommen und so für Jahrhunderte bekannt gehalten wird, verhöhnt er die Juden, die sich in ihrer (natürlich ‚närrischen‘) Messias Hoffnung auf der Frankfurter Messe Globuli menschlichen Kotes als ‚Wahrsagebeeren‘ verkaufen lassen und dann in der Synagoge in einem von Folz als kaum erträgliche Parodie der christlichen Messfeier gestalteten ‚Gottesdienst‘ erkennen müssen, dass sie nicht mit Gott, sondern mit menschlichem Kot kommuniziert haben.

Über die Schmähung jüdischer Riten in ihrer Wirkung noch weiter hinausgehend und zum Teil bis heute geglaubt⁸ sind die erfundenen Geschichten von ‚jüdischem Ritualmord‘ und, damit eng zusammenhängend, ‚jüdischem Hostienfrevel‘. Über diese habe ich vor der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis schon mehrfach referiert, kann mich also hier kurz fassen.⁹

Beide Traditionen antijüdischer Polemik haben einen Bezug zur Passion Christi und zu deren ritueller Wiederholung / Erinnerung in der Feier der Messe und des Abendmahls. Unterstellt die Ritualmordbeschuldigung den Juden eine permanente Bereitschaft, ihren ‚Gottesmord‘ an Jesus jederzeit zu wiederholen (weshalb es angeblich immer Knaben sind, die sie sich für ihre Morde aussuchen!), so ist die Hostienfrevellüge die den Juden unterschwellig zugeschriebene Bereitschaft, an die Realpräsenz Christi in der konsekrierten Hostie zu glauben, da sie sie ja sonst nicht aus altem Hass martern könnten – und das wiederum soll skeptischen Christen gegenüber die Wahrheit der Lehre bekräftigen.

Die Ritualmordlüge als Blutbeschuldigung in der Folge des Passionsberichtes des Matthäus (Mt 27, 25)¹⁰ hat schon im Spätmittelalter weitgehend die Verbindung zur Passion verloren und ist zum Verdacht einer Art rituellen Kannibalismus ‚der‘ Juden mutiert und in dieser Gestalt

findet sie noch immer Anhängern, auch unter frommen Christen!

Ein Beispiel aus der protestantischen Sphäre des 16. Jahrhunderts stammt aus der Sammlung „Wendunmuth“ Hans Wilhelm Kirchhofs (~1525 bis 1602), eines hessischen Autors, der zur Unterhaltung und Belehrung der adeligen und bürgerlichen Eliten schrieb.¹¹ Auch er tradiert die alten Vorurteile gegen Juden: Halsstarrigkeit, Ketzerei, Materialismus, Wucher, Hass auf Christus und die Christen.

Da darf natürlich die Blutbeschuldigung („ein Knäblein muß es sein“) nicht fehlen (Buch V, 132), aber sie wird eben nicht mehr als Nachahmung der Passion Jesu geschildert, sondern in verquerer Weise als Möglichkeit der Juden, sich eine Art Sterbesakrament und Vorsorgeversicherung zu verschaffen, falls der ersehnte Messias doch schon in Jesus erschienen sein sollte. Das Blut wird in dieser Geschichte (und in der angehängten ‚Moral‘) gleichsam zur Metapher für den Geld-

kreislauf in der christlichen Gesellschaft, der ‚die Juden‘ durch ihren Geldhandel Schaden zufügt.¹²

Auch die Hostienfrevel-Geschichten werden über die Jahrhunderte gelesen, geglaubt, als geistliche Spiele aufgeführt. Das Beispiel Deggen-dorf ist hier wichtig, weil die Verehrung der angeblich von Juden geschändeten Hostie und die zugehörige Wallfahrt erst 1992 vom Regensburger Bischof – gegen erheblichen Widerstand in der Stadt Deggen-dorf und in der Umgebung! – abgeschafft wurde.¹³

Wir sind am Ende:
Immer wieder haben Christen gegenüber den Juden die grundlegenden Gebote missachtet, die in der Bergpredigt überliefert sind. Der Evangelist beendet seinen Bericht mit dem Gleichnis vom Hausbau:

*„Wer aber meine Worte hört und nicht danach handelt, ist wie ein unvernünftiger Mann, der sein Haus auf Sand baute.“
(Mt 7, 26)*

Wenn es einmal so weit sein sollte, dass die Christen ihr Haus auf den Fels der Bergpredigt bauen, dann endlich können Juden und Christen friedlich Seite an Seite am Tisch des Herrn sitzen, ohne voreinander wie Ägypter und Hebräer ein Grauen zu empfinden.

1

*Stark verkürzte Fassung eines Vortrages, den ich am 1. April 2009 in Krißfel vor der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit gehalten habe. – Eine ausführliche erste englische Fassung in: „Food in the Middle Ages, A Book of Essays“, ed. Melitta Weiss Adamson. New York and London 1995, p. 113-145.
Diese und weitere Beispiele bei Heinz Schreckenberg:
„Die christlichen Adversus-Judaeos-Texte und ihr literarisches und historisches Umfeld.“ Drei Bände, in verschiedenen Auflagen, Frankfurt am Main u. a., 1990-1999.
– Vgl. auch, immer noch lehrreich, Rosemary Ruether:
„Nächstenliebe und Brudermord, Die theologischen Wurzeln des Antisemitismus.“ München 1978, und für die Zeit des Nationalsozialismus das siebenbändige Werk von Eberhard Röhm und Jörg Thierfelder: „Juden-Christen-Deutsche, 1933-1945.“ Stuttgart 1990-2007.

2

Die hinter dieser Dichotomisierung liegenden ethnologischen Mechanismen sind beschrieben bei Klaus E. Müller:
„Das magische Universum der Identität, Elementarformen sozialen Verhaltens.“ Frankfurt; New York 1987.

3

Johannes Eck: „Ains Judenbüchclins verlegung.“ Ingolstadt 1542, Kap. 23.
4
Martin Luther:
„Von den Juden und ihren Lügen“, 1543.
In: Martin Luther, Weimarer Ausgabe 43, S. 528.

5

Schreckenberg II, S. 390.

6

Andere findet man in meinem Aufsatz:
„Synagoga dialogo exclusa, Über das Scheitern des jüdisch-christlichen Dialogs von Anfang an“, in der Festschrift für den früheren Krißfelder evangelischen Pfarrer Werner Licharz:
„Den Menschen zugewandt leben“, hg. von Ulrich Lilienthal und Lothar Stiem, Osnabrück 1999, S. 39-51.

7

Über ihn zuletzt Caroline Huey:
„Hans Folz and Print Culture in Late Medieval Germany, The Creation of Popular Discourse.“ Farnham (GB) und Burlington (USA) 2012, v.a. Kap. 5: „Folz and Anti-Jewishness“.

8

Vgl. das schon ältere, aber immer noch aktuelle Buch von Henryk M. Broder:
„Der Ewige Antisemit, Über Sinn und Funktion eines beständigen Gefühls“. Frankfurt am Main 1986,
und das jüngst erschienene von Timan Tarach:
„Der ewige Sündenbock, Heiliger Krieg, die ‚Protokolle der Weisen von Zion‘ und die Verlogenheit der sogenannten Linken im Nahostkonflikt.“ Freiburg, Zürich 2010.

9

Wer nachlesen will, kann das in Aufsätzen tun, die ich 1993 (zu Endingen), 1998 (zu Deggendorf), 2003 (zu Bacharach) und 2008 (zu Rinn in Tirol) publiziert habe.
Nähere Angaben sind zu finden unter <http://www.uni-frankfurt.de/fb/fb10/IDLD/ADL/mitglieder/frey/publikationen.uhtml>.

10

Frau Ruth Lapide könnte berichten, wie viel Mühe es ihren Mann gekostet hat, die Szene aus dem Oberammergauer Passionsspiel entfernen zu lassen! – Zur Wirkung des Vorwurfs im 20. Jahrhundert vgl. die schöne Studie von Zsolt Keller:
„Der Blutruf (Mt 27,25), Eine schweizerische Wirkungsgeschichte 1900-1950.“ Göttingen 2006.

11

H. W. Kirchhof: „Wendunmuth“, hg. von Hermann Oesterley, Tübingen 1869, Neudruck Hildesheim 1980.

12

Eine bis heute nicht ganz aufgeklärte Affäre um einen ermordeten jungen Mann im damals preußischen Konitz (heute Chojnice), die bis zu Debatten im Reichstag führte, ist als Teil dieser Tradition interpretiert bei Helmut Walser Smith: „Die Geschichte des Schlachters, Mord und Antisemitismus in einer deutschen Kleinstadt.“ Göttingen 2002.

13

Die gesamte Geschichte der ‚Deggendorfer Gnad‘ ist aufgearbeitet in der vorbildlichen Dissertation von Manfred Eder (heute Professor für Kirchengeschichte an der Universität Osnabrück): „Die ‚Deggendorfer Gnad‘, Entstehung und Entwicklung einer Hostienwallfahrt im Kontext von Theologie und Geschichte.“ Deggendorf 1992, 775 Seiten; hier ist zu verweisen auf das Kapitel „Die Diskussion im 20. Jahrhundert“, S. 657-698.



Prof. Ruth Lapide mit Andreas Heidrich

Gottesdienste mit christlich-jüdischen Dialogpredigten in der evangelischen Kirche Bad Soden – ein persönlicher Erfahrungsbericht aus jahrelanger Praxis

Pfr. Andreas Heidrich,

Die Genese einer Tradition

Seit einigen Jahren gibt es in der evangelischen Kirche Bad Soden am Taunus christlich-jüdische Dialogpredigten. Das heißt, dass ein jüdischer Prediger oder eine jüdische Predigerin mit dem evangelischen Pfarrer Andreas Heidrich eine Dialogpredigt führt, also ein Bibelgespräch über einen oder mehrere biblische Texte.

Während dieses Predigtgesprächs oder auch im Anschluss an den jeweiligen Gottesdienst besteht für die Gottesdienstbesucher die Gelegenheit, beim Predigt-Nachgespräch Nachfragen zum besseren Verständnis zu stellen oder auch eigene Gedanken als Ergänzung oder Kritik einzubringen.

Die Reihe begann zunächst an einem Israel-Sonntag als dem klassischen Termin, den die evangelischen Landeskirchen in Deutschland nach 1945 zu einem Tag christlichen Gedenkens festgelegt haben. Ziel dieses christlichen Israel-Sonntags ist es, an die bleibende Verbundenheit von Christen und Juden und die Erwählung des jüdischen Volkes durch den einen Gott von Juden und Christen zu erinnern und beides wachzuhalten. Klar war stets, dass es bei diesen Dialogpredigten um den gleichberechtigten Austausch aus christlicher und jüdischer Perspektive auf die gemeinsame Hebräische Bibel bzw. das christliche Alte Testament oder das christliche Neue Testament geht.

Nach und nach kamen in der christlich-jüdischen Predigtpraxis in Bad Soden weitere Sonntage hinzu bis dann auch ein gemeinsames christlich-jüdisches Predigtgespräch am Gründonnerstagabend oder am 4. Advent möglich wurde. In drei Abschnitten möchte ich nun als evangelischer Theologe und Gemeindepfarrer

die grundlegenden Erfahrungen beschreiben, weil sie ein lebendiges Beispiel christlich-jüdischen Miteinanders im Main-Taunus-Kreis sind und sich dem Anliegen der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis verpflichtet wissen. Zudem hat die CJZ Main-Taunus diese Dialogpredigten auch finanziell stets mit unterstützt, wofür an dieser Stelle herzlich Dank zu sagen ist.

1. Die Hebräische Bibel als die lebendige und facettenreiche Quelle christlich-jüdischer Predigten und christlicher Liturgie – auch in Hebräisch – zu Gehör bringen

In den von mir mit Frau Prof. Ruth Lapide, Frau Petra Kunick und Rabbiner Andrew Steiman gestalteten Gottesdiensten standen häufig Texte der Hebräischen Bibel im Zentrum, häufig Psalmen, die wegen der besonderen Bildhaftigkeit ihrer Sprache gut geeignet sind. Dies auch deshalb, weil die alttestamentlichen Texte – leider – in der derzeit gültigen evangelischen Perikopenord-

nung eher ein Schattendasein führen und auf wenige Stellen beschränkt sind, die oftmals noch nach dem überholten Modell Altes Testament = Verheißung und Neues Testament = Erfüllung gelesen und gepredigt werden.

So legte ich mit Rabbiner Steiman im Rahmen eines Gottesdienstes zu einer Ausstellungseröffnung zu den zehn Geboten Abschnitte aus Psalm 119 aus, einem der schönsten Tora-Psalmen der Hebräischen Bibel. Der in der dem christlich-jüdischen Gespräch verpflichteten Budge-Stiftung in Frankfurt / Main als Altenseelsorger tätige Rabbiner Steiman verstand es, in anschaulicher Weise die lebendige Beziehung jüdischer Menschen zu den ihnen von Gott geschenkten Geboten darzustellen, die christliche Theologen viel zu lange und mit verhängnisvollen Folgen als „Gesetzlichkeit“ abwerteten.

Wer dann einen Rabbiner wie Steiman Teile des 119. Psalms auf Hebräisch lesen hört, bekommt ein Gespür dafür, dass hier vom Herzen her und mit Freude für Gottes Leitung und

Begleitung gebetet wird. Dass die anwesende christliche Gemeinde diesen Psalm dann in der Übersetzung Martin Luthers im Wechsel betete, machte allen bewußt, dass der christliche Glaube von seinen jüdischen Wurzeln her lebt.

Besonders eindrücklich war für mich und die anwesende Gottesdienstgemeinde die Tatsache, dass hier ein jüdischer Rabbiner mit Kippa und Tallit (Gebetsschal) und ein evangelischer Pfarrer im Talar im Altarraum einer Kirche predigten, einander zuhörten und einander und der ganzen Gemeinde halfen, die Worte der Bibel besser zu verstehen. Ein wunderbares Bild der Begegnung nach so vielen Jahrhunderten der „Ver-gegnung“ (Martin Buber) zwischen Christen und Juden.

Als die jüdische Künstlerin und Schriftstellerin Petra Kunick aus Frankfurt / Main bei einem Gottesdienst zum Israel-Sonntag 2008 zu Gast war, betonte sie in ihrer Predigt die Verantwortlichkeit des Menschen als besonders begabtem Geschöpf Gottes und erinnerte dazu an den entsprechenden



Auftrag an den Menschen im
2. Schöpfungsbericht des 1. Mo-
sebuches:

*„Ihr sollt die Erde bebauen
und bewahren.“*
(1.Mose 2,15).

Frau Kunik gehört zum Reform-
zweig der Frankfurter jüdischen
Gemeinde und erzählte davon
auch im Predigt-Nachgespräch
in eingängigen Bildern. „Wir
verstehen die jüdische Religion
nicht als Museum, sondern als
lebendige Quelle, von der auch
neue Ströme ausgehen können“
fasste sie die Reformbemühun-
gen ihrer Kehala Chadasha,
also ihrer neuen Gemeinde,
zusammen.

Prof. Ruth Lapide zitiert bei
den mit ihr gestalteten Gottes-
diensten immer wieder gerne
jene Worte Martin Luthers, in
denen dieser die Hebräische
Bibel als die eigentliche Quelle
beschreibt, von der die Grie-
chen – also das Neue Testa-
ment – wie von einer Quelle
und dann die Lateinischen, also
die lateinischen Bibelüberset-
zungen wie aus Brunnen ge-
trunken, also diese nur unvoll-
kommen weitergegeben haben.

Die deutschen Übersetzer
schließlich schöpfen wie aus
Pfüten, die von diesen Brun-
nen auf den Boden plätschern.
In diesem Bild wird klar, dass
es ohne die Hebräische Bibel
kein christliches Neues Testa-
ment gegeben hätte und so
die Rückbesinnung auf den
Reichtum dieses Teiles der
christlichen Bibel eine Aufgabe
auch für kommende Generatio-
nen bleibt. Zugleich wird die
Problematik jeder Bibelüber-
setzung deutlich, die gerade
in der christlichen Aneignung
der Hebräischen Bibel – leider
– immer wieder zu Fehlüber-
setzungen mit fatalen Folgen
geführt hat.

Bewegend ist auch das Hören
des Aaronitischen Segens
(4.Mose 6,24-28) am Ende
eines solchen dialogischen
Gottesdienstes, zunächst auf
hebräisch von der oder dem
jüdischen Gastpredigerin oder
-prediger gesprochen, dann
von mir als christlichem Pfar-
rer auf deutsch gesagt, weil
dieser zu dem Segen in der
evangelischen Liturgie gewor-
den ist, seine jüdische Verwur-
zelung aber viel zu lange ver-
schwiegen wurde.

Nun kann er ganz neu die Verbundenheit christlicher Gemeinde mit dem jüdischen Volk im Lob des gemeinsamen einen Gottes ausdrücken, so wie jedes Amen und jedes Hallelujah als hebräische Worte in der christlichen Liturgie genau daran erinnern.

2. Die Facetten des Kirchenjahres in ihrer jüdischen Verwurzelung entdecken

Häufig bleiben christlich-jüdische Begegnungen auf Gedenktage an die Vernichtung des europäischen Judentums am 27. Januar oder auf das Gedenken an die Gewaltexzesse im Kontext der „Reichskristallnacht“ am 9./10. November 1938 beschränkt.

Für Prof. Ruth Lapidé und mich war es eine spannende und anregende Erweiterung dieser üblichen Gedenktage, an „klassischen“ christlichen Feiertagen oder Fest- und Einkehrzeiten die jüdische Verwurzelung christlicher Feiertage und Festzeiten zu entdecken und in Dialogpredigten, angereichert von Rückfragen und Anregungen aus der anwe-

senden Gottesdienstgemeinde darzustellen.

An einem **4. Advent** gestalteten Frau Prof. Ruth Lapidé und ich einen Gottesdienst unter dem Motto „Bereitet dem HERRN den Weg“, ein Wort aus Jesaja 40,3, das von Johannes dem Täufer als Ruf zur Umkehr im Neuen Testament erzählt wird. In der Dialogpredigt über die in der Kirche ausgestellten Holzkrippenfiguren kamen in einer auch für Kinder ansprechenden und verstehbaren Weise die jüdische Prägung des als Jehoschua geborenen Jesus zu Wort, der von seiner Mutter Mirjam in der alten judäischen und schon für den jüdischen König David bedeutsamen Stadt Bethlehem geboren wurde.

Das Motiv der drei Weisen wurde als solches erklärt, das sich an Psalm 72,10+11 anlehnt, so dass auch hier wieder die tiefe Verwurzelung von Vorstellungen des Neuen Testaments in der Hebräischen Bibel verdeutlicht wurde.

In der **Passionszeit** gestalteten Frau Prof. Ruth Lapidé und ich

eine Dialogpredigt im Anschluß an einen musikalischen Gottesdienst, in dem eine Solistin Arien aus der Johannespassion Johann Sebastian Bachs vortrug.

Ausgangspunkt der Dialogpredigt waren die von Frau Lapidé vorgetragenen „Nachtgedanken des Hohepriesters Kaiphas“, die ihn in seiner Zerrissenheit zwischen Sympathie für Jesus und seiner Verantwortung für die öffentliche Ruhe in Jerusalem charakterisieren. Für viele Teilnehmende war genau das eine Neuentdeckung: Dass die Kreuzigung Jesu als ein komplexer Vorgang zu sehen ist, bei dem die daran Beteiligten nicht einfach in Schwarz-Weiß-Schemata einzusortieren sind und schon gar nicht einseitig „den Juden“ die Schuld an Jesu Tod in die Schuhe geschoben werden kann.

An einem **Gründonnerstag-abend** eine christlich-jüdische Dialogpredigt zu gestalten, trägt in sich die große Chance, die Verwurzelung des christlichen Abendmahls im jüdischen Pessachmahl zu vermitteln. Genau dies versuchten Frau Lapide und ich und erlebten dankbare Gottesdienstbesucher, unter ihnen viele Konfirmandinnen und Konfirmanden, für die das Abendmahl „auf einmal geerdet, weil rückgebunden an seinen menschlichen Ursprung“ und damit besser verstehbar wurde, wie das ein Besucher im Nachgespräch ausdrückte.

Es war bewegend, am Vorabend des Karfreitags, der traditionell in früheren Zeiten schlimme antijüdische Predigten über die Juden als angebliche „Gottesmörder“ hervorbrachte, ein Zeichen christlich-jüdischer Verbundenheit im Vertrauen auf den einen Gott zu setzen, der weder Jesus noch die anderen jüdischen Opfer von Verfolgung, Hetze und Vernichtung allein gelassen hat.

Auch das christliche **Pfingstfest** lädt zum Bedenken seiner jüdischen Wurzeln ein: Geht es doch auf das jüdische Wochenfest Schawuot zurück, an dem in jüdischen Gottesdiensten der Gabe der Tora am Sinai durch Gott an Israel gedacht wird. Indem Prof. Ruth Lapide und ich die Geschichte von der Ausgießung des Heiligen Geistes (Apostelgeschichte 2,1-13) in diesem Kontext verständlich machten, wurde für die Gottesdienstgemeinde deutlich, dass die Be-Geisterung der ersten Christen keineswegs ihre Loslösung von der Bindung an die lebensfördernden Gebote und lebensschützenden Verbote der Tora Israels bedeutet.

Dies wurde untermauert mit dem Verweis auf Jesus, den seine Jünger als „Rabbi“ anredeten (vgl Mt 26,49; Mk 9,5; Joh 1,38) und der selbst in der Bergpredigt die bleibende Bedeutung der Tora für seine Bewegung so ausdrückt:

„Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz/ die Weisung oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen“
(Matthäus 5,17).

3. Das Ziel christlich-jüdischer Dialogpredigten: Keine Vermischung, sondern ein lebendiges christlich-jüdisches Gespräch mit dem Akzeptieren von Konsens und Dissens

Zum Abschluß meiner persönlichen Schilderung möchte ich einen Satz der jüdischen Theologin Prof. Ruth Lapidé zitieren, den sie bei einem der von uns beiden gestalteten Dialogpredigten gesagt hat:

„Wir brauchen und wir wollen keinen Synkretismus. Wir brauchen und wollen einen offenen Dialog mit gegenseitigem Fragen und Antworten“.

Hierin sehe ich den wesentlichen Kern gelungener christlich-jüdischer Dialogpredigten, wie wir sie in der evangelischen Kirchengemeinde Bad Soden am Taunus seit einigen Jahren

mit großer gegenseitiger Wertschätzung und gewachsenen Freundschaften zwischen Juden und Christen gestalten: Den anderen in seiner Andersartigkeit anerkennen und schätzen und zugleich das Gemeinsame im Dienst für Gott und an den Menschen zu entdecken.

So können Christen und Juden auch im 21.Jahrhundert gemeinsam auf die eine Bibel hören, den einen Gott vor der einen Welt bezeugen und dabei bewußt machen, dass es nur diesen einen Gott gibt, aber viele Wege zu ihm führen.

Hofheimer Schattenseiten Vergessen. Erinnern. Erzählen.

Dr. Jutta Pauli

Welche Bilder entstehen in Ihrem Kopf, wenn Sie „NS-Zeit“ oder „Hitler-Zeit“ hören? Falls Sie nicht zu den Jahrgängen gehören, die diese Zeit miterlebt haben, basieren ihre Bilder auf Gelesenem, Gehörtem und nicht zuletzt auf Gesehenem. Gesehenes kann ein Film sein oder Bilder im Familienalbum, aber auch eine Ausstellung im Museum.

In der Abteilung „Stadtgeschichte“ im Hofheimer Stadtmuseum ist seit dem 2. Dezember 2012 eine Ausstellungssequenz zur NS-Zeit in Hofheim zu sehen. Neben vielen lichtvollen Themen und lebendigen Geschichten zu Hofheim und seinen Einwohnern ist dies ein düsteres Kapitel der Geschichte, eines, das für jede Stadt und jede Gemeinde im ehemaligen Deutschen Reich in der Zeit zwischen 1933 und 1945 zutrifft.

30.1.1933

Der Anfang vom Ende

Der braune Schatten, der im Januar 1933 über ganz Deutschland fällt, hatte sich bereits Jahre vorher angekündigt: Die Weltwirtschaftskrise hält die Menschen seit mehr als drei Jahren in Atem.

Während die einen von den „Goldenen Zwanzigern“ schwärmen, quälen Armut und Verzweiflung einen großen Teil der Bevölkerung.

Die Gegner der Weimarer Republik gewinnen die Oberhand: Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) steigt zur Massenbewegung auf und die Ernennung des Parteipolitikers Adolf Hitler zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 nährt die Hoffnung der Menschen auf nationale Geschlossenheit und wirtschaftlichen Aufschwung.

Die staatlichen Machtmittel erlauben die Errichtung einer Diktatur innerhalb nur weniger

Wochen. Bereits sechs Monate später ist ganz Deutschland gleichgeschaltet. Was überall in Deutschland geschieht, geschieht auch in Hofheim: Die Begeisterung für den Führer ist groß, die Mehrheit der Bevölkerung passt sich an, wenige leisten Widerstand. Die demokratischen Stimmen der Vernunft gehen im Siegheil-Gebrüll unter.

Der Führer kommt gleich nach dem lieben Gott

Für die Präsentation, zugeschnitten auf Hofheim, machen wir uns die fundamentale Wirkung von Bildern zunutze: Die in Dunkelbraun-Grau-Schwarzönen gehaltene Inszenierung zur NS-Zeit ist in eine Winterlandschaft mit kahlen Bäumen eingebettet.

„Lachender Hitlerjunge mit Apfel“ oder „Adolf als Pimpf“, eines der letzten Ölgemälde von Otilie W. Roederstein aus dem Jahr 1937, zieht den Besucher förmlich an.

Zur kompletten Uniform der Hitlerjugend fehlt die Armbinde mit Parteiabzeichen, das Koppelschloss ist eher untypisch. Der unbekümmerte Junge – gerade hat er in einen saftigen Apfel gebissen –, sucht den direkten Blickkontakt zum Betrachter.

Das Bild hängt in einer beengten Inszenierung, die einen spärlich möblierten Raum andeutet mit Volksempfänger, Garderobe mit SA-Arbeitshemd und Feuerwehrhelm. Ein Zimmer wie dieses könnte überall in Deutschland in den 1930er Jahren bewohnt worden sein. Allerdings sind hier drei für Hofheim wesentliche Daten in den Fußboden eingelassen:

31. März 1933:
Verleihung der Ehrenbürgerwürde für Reichskanzler Adolf Hitler

1. Juni 1933:
Die „Judengasse“ heißt ab sofort „Webergasse“

12. November 1933:
Reichstagswahl: von 3.821 Wählern stimmen 3.577 für die NSDAP.

Über diese Fakten und Daten blickt der Pimpf hinweg in eine glänzende Zukunft. Sein deutschnationaler Tugendhimmel spiegelt sich in der Komplexität des Bildinhalts:

Die Kinder, Jungen wie Mädchen, sind stolz auf ihre Uniform, die das Gemeinschaftsgefühl stärkt und Disziplin und Ordnung vorspiegelt. Diese Generation von Kindern und Jugendlichen lässt sich von den Nationalsozialisten beeindrucken, sie wird pro forma ernst genommen und planmäßig mit Nazi-Ideologie vergiftet.

Der Führer kommt gleich nach dem lieben Gott. Politische Erziehung beginnt in der Schule und setzt sich in den Jugendbewegungen Hitler-Jugend und Bund Deutscher Mädel fort. Geländespiele und Zeltlager ebenso wie die Bespitze-

lung von Eltern, Verwandten und Nachbarn stehen auf der Tagesordnung.

Welten liegen zwischen diesem kräftigen, gepflegten Hitlerjungen und den Bildern des Zweiten Weltkriegs, der bald entzündet sein wird, und den Bildern des Schreckens.

Und die Erwachsenen?

Schon im Jahr 1933 muss jedem klar sein, dass ein Festhalten an der offenen Gegnerschaft zum neuen Regime die Freiheit oder sogar das Leben kosten kann. Politische Gegner gelten als Staatsfeinde. Kirchlicher Widerstand formiert sich angesichts der Rechtsbrüche und Gewalttaten des nationalsozialistischen Staates erst allmählich.

Wer nicht auffallen will, schweigt und verschließt Augen und Ohren, so wie Emma Kopp auf dem zweiten Bild von Roederstein aus dem Jahr 1926.

„Lebensweisheit“ oder „Drei weltabgewandte Frauen“ ist der Titel des Bildes. Das Bildnis der Jüdin Emma Kopp, Freundin, Schülerin und Nachbarin von Roederstein, wird erst sichtbar, wenn der Besucher in die Nähe des in den Fußboden eingelassenen Stolpersteins tritt.

Die Wucht des Eindrucks der Augen, Ohren und Mund verschließenden Frau soll den Besucher ins Herz treffen. Sie symbolisiert die schweigende Mehrheit der Bevölkerung, die nicht einmal dann aufbegehrt, als spätestens im Juni und August 1942 unmittelbare Nachbarn verschwinden:

Alle jüdischen Mitbürger aus Hofheim, Wallau und Diedensbergen, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht haben, werden verhaftet und deportiert. Die wenigsten überleben KZ und Arbeitslager.

Ihre Namen und die Erinnerung an sie dürfen nicht im Dunkel der Geschichte verschwinden. Diese zentrale Botschaft soll in den Herzen und den Köpfen der Besucher Raum greifen.



O. W. Roederstein: Lebensweisheit oder Drei weltabgewandte Frauen. Tempera auf

Für anregende Gespräche und wichtige
Hinweise danke ich Roswitha Schlecker,
Stadtarchiv Hofheim.

Anna Schmidt, Hofheim 1933 bis 1945.
Sieben Gemeinden im Nationalsozialismus.
Beitr. Kultur- und Stadtgeschichte 12
(Hofheim 2005).

Zeitzeugengespräch
„Vergiftet mit Nazi-Ideologie“.
Wiesbadener Kurier
10. März 2010



Leinwand, 1926



O. W. Roederstein: Lachender Hitlerjunge mit Apfel. Öl auf Leinwand, 1937

Papa, feiern denn die Christen auch Weihnachten?

Eine kleine Einführung in das Chanukka-Fest

Daniel Kempin

... Gut, ich gebe zu, dieser Titel ist leicht verwirrend und provokativ. Und doch ist Chanukka wahrscheinlich das problematischste Fest, das wir Juden feiern. Zumal schon seit Jahrhunderten eigentlich nicht geklärt ist, was genau wir da feiern!

Zunächst einmal sind die historischen Hintergründe, so wie es seit Jahrhunderten tradiert wird, schnell erzählt:

Vor 2200 Jahren wurde das Land Israel von einer syrischen Familie beherrscht, den Seleukiden. König Antiochus IV verhielt sich wie ein Tyrann.

Er verbot jüdische Gottesdienste, drohte jedem, der den Schabbat hielt, mit dem Tod und verbrannte Thorarollen.

Er setzte den Hohepriester Jason ein, der ein Freund der griechischen Kultur war.

Eines Tages kamen Soldaten des Königs in das Dorf Modi'in. Dort zwangen sie den Gemeindevorsteher Mattitjahu, griechischen Göttern zu opfern. Der weigerte sich jedoch. Als ein Jude bereit war, das Opfer zu bringen, zog Mattitjahu sein Schwert und tötete ihn.

Das war das Signal:

Seine Söhne stürzten sich auf die syrische Besatzung, töteten viele und verjagten die Übrigen. Sie selbst flohen in die Berge, sammelten Aufständische und setzten von dort die Kämpfe fort. Nach dem Tod des Vaters wurde sein Sohn Jehuda – mit dem Beinamen Makkabi – sein Nachfolger und Anführer des Aufstandes.

Als Antiochus erneut Soldaten schickte, zogen ihnen die Makkabäer – wie sie sich fortan nannten – entgegen und schlugen sie. Sie zogen nach Jerusalem, betraten den Tempel und reinigten ihn von Götzenstatuen. Jehudas Anhänger bauten einen neuen Altar, der am 25. Kislew des

Jahres 165 v.d.Z. eingeweiht wurde.

Da die Besatzer den Tempelleuchter mit sich genommen hatten, fertigten sie eine einfache Menora an und zündeten sie sogleich an, obwohl das hierfür benötigte koschere Öl eigentlich nur für einen Tag ausreichte. Doch durch ein Wunder brannte es acht Tage lang, bis neues Öl verfügbar war.

Man kann auch in wenigen Worten das Fest über die Bräuche erläutern. Zum Beispiel anhand der Chanukka-Feier, die ich seit vielen Jahren, zusammen mit Herrn Erich Rohan, immer wieder für die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis musikalisch und inhaltlich anleite:

In Erinnerung an die Tempelweihe zünden wir die Kerzen der Chanukkia mit all ihren Segnungen und Gesängen („hanerot halalu“ und „ma'os zur“) an. (Während der acht Tage wird im jüdischen Haushalt jeweils eine zusätzliche Kerze an dem speziellen neun-

armigen Chanukka-Leuchter angezündet.) Dann singen wir besondere Chanukka-Lieder, essen Sufganiot (in Öl gebakene Pfannkuchen oder Krapfen) und spielen das Drejdl-Spiel (ein Kreisspiel), das mit seinen 4 Buchstaben ebenfalls an das Öl-Wunder erinnert. Durch das Kerzen-Licht, die Musik, die Erläuterungen und Gespräche entsteht eine sehr spezifische Atmosphäre. Gerade diese Feier in der CJZ hat das Potenzial zu einer echten, vertrauensvollen Begegnung!

Was also soll an Chanukka problematisch, was so verwirrend sein?

Zunächst ist der Name im wörtlichen Sinne doppeldeutig: „Chanuka“ heißt übersetzt „Einweihung“, gemeint ist also die Wiedereinweihung des Tempels. Gleichzeitig wird der Name als „chanu ka“ gelesen.

Da jeder hebräische Buchstabe auch einen Zahlenwert hat und das Verb chana „lagern“ bedeutet – heißt die Übertragung also: „Sie ruhten חנו כה am fünfundzwanzigsten (des Monats Kislew).“

Während der erste Name eine spirituelle Dimension birgt (die Wiedereinweihung des Tempels) nimmt der zweite Name eher Bezug auf das Ausruhen von den Kämpfen. Und genau in dieser Spannung zwischen militärischem Sieg und Vergeistigung liegt das Fest.

Die Folgegeschichte der Makkabäer macht das deutlich. Sie, die als Fundamentalisten jegliche Abweichung von der „Norm“ verschmähten, sie, die das hellenistische Judentum als Assimilation abtaten und bekämpften, ohne den spezifisch jüdischen Reichtum der jüdisch-hellenistischen Philosophie goutieren zu können:



Chanukka 2012

Gerade sie hielten sich in der Folgezeit nicht an die Thora, missachteten die thoragebotene Trennung von Politik und Religion, indem sie als Priester auch das Königtum und die Heerführerschaft an sich rissen, sich mit den Römern verbündeten, politische Zwecke eingingen etc.

Diese Peinlichkeit ist ein zentraler Grund, warum der Talmud sich auf die spirituelle Dimension konzentriert, an die Legende des Ölwanders erinnert und den militärischen Sieg praktisch ausklammert. Erst mit der Entstehung des Zionismus vor ca. 130 Jahren wurde die kämpferische Perspektive wieder relevant. So heißt es etwa in einem bekannten Chanukkalied:

„Damals in jener Zeit kämpften und befreiten uns die Makkabäer. Aber in unseren Tagen muss das ganze jüdische Volk aufstehen und sich selbst befreien.“

Hier wird nicht nur Vergangenheit vergegenwärtigt sondern religiöse Tradition im Sinne der Aufklärung säkular-national umgedeutet!

Ein weiterer verwirrender Punkt: Angesichts dessen, dass Chanukka immer in der „dunklen“ Jahreszeit gefeiert wird, um die Zeit der Tag-und-Nacht-Gleiche herum, liegt es in der Adventszeit und zumindest nahe am christlichen Weihnachtsfest.

Bei beiden Festen spielt das Licht eine zentrale Rolle. Hinzu kommt, dass es vor 2000 Jahren genau zu dieser Zeit ein römisches Fest zu Ehren von Saturn gab, an dem man sich gegenseitig mit Kerzen beschenkte!

Angesichts der übermächtigen Weihnachtsvorbereitungen der Mehrheitsgesellschaft hat man im Judentum das eigentlich weniger „gewichtige“ Fest deutlich aufgewertet.

Chanukka war z.B. kein Fest, an dem es Geschenke gab – durch den Druck der christlichen Umwelt wurde es in Europa und den Vereinigten Staaten zu einem Geschenkfest. Und in der neuzeitlichen Assimilation gab und gibt es Juden, die an „Weihnukka“ Tannenbäume schmücken. Diese nennen sie „Chanukke-Busch“...

Zuweilen konnte es deshalb zu folgender Begegnung kommen: "Aber Papa", fragte der kleine jüdische Junge verstört, "feiern die Christen denn auch Weihnachten?"

Dieser Witz stammt aus der Zeit der Weimarer Republik, als die assimilierten Juden in Deutschland stark in die christlichen Bräuche eingebunden waren.

Das also ist das Verwirrende, ist ein Grund, warum Chanukka ein Fest mit fragwürdiger Herkunft und schwierigem Aussagegehalt ist: Das Fest, das an den Sieg über die assimilationistischen Tendenzen in der hellenistischen Zeit erinnert, ist voll von der Übernahme nicht-jüdischer Bräuche!

Im „schlimmsten“ Fall sieht es dann also so aus: Neben einem – keltischen – Tannenbaum entzündet man – einem römischen Brauch zufolge – Kerzen, was einem etruskischen Götzenritual entspricht. Und das alles für ein jüdisches Symbol – den Tempel – welches heute ebenfalls sehr umstritten ist.

Aber genau darin liegt der Reiz des Festes, genau deshalb ist es schön, die Kerzen voller Selbstbewusstsein in der Öffentlichkeit auf Marktplätzen zahlreicher Städte oder eben bei der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis zu zünden!

Der CJZ im Main-Taunus-Kreis danke ich von Herzen für ihre engagierte und kreative Arbeit und wünsche ihr zu unserem 25-jährigen Bestehen ein herzliches מזל טוב – masal tow!

Heilige Nacht – Erich Mühsam (1878 - 1934)

Geboren ward zu Bethlehem
ein Kindlein aus dem Stamme Sem.
Und ist es auch schon lange her,
seit's in der Krippe lag,
so freun sich doch die Menschen sehr
bis auf den heutigen Tag,
Minister und Agrarier,
Bourgeois und Proletarier -
es feiert jeder Arier
zu gleicher Zeit und überall
die Christgeburt im Rindviehstall.
(Das Volk allein, dem es geschah,
das feiert lieber Chanukka.)

Geboren ward zu Bethlehem
ein Kindlein aus dem Stamme Sem.
Und ist es auch schon lange her,
seit's in der Krippe lag,
so freun sich doch die Menschen sehr
bis auf den heutigen Tag.
Minister und Agrarier,
Bourgeois und Proletarier -
es feiert jeder Arier
zu gleicher Zeit und überall
die Christgeburt im Rindviehstall.
(Das Volk allein, dem es geschah,
das feiert lieber Chanukah.)



Kleidung und Fotos von Opfern der Willkür



Bericht über eine Gedenkstättenfahrt nach Polen im Oktober 2010

Irene Krell

„Erinnern und begegnen: Generationen gemeinsam auf den Spuren der Geschichte in Krakau und Auschwitz“

So hieß 2010 eine Ausschreibung des Jugendbildungswerkes in Schwalbach / Taunus und der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis e.V. für eine Gedenkstättenfahrt nach Polen. (Beide Institutionen sind vertreten im Schwalbacher Arbeitskreis „Kindheit und Jugend im Nationalsozialismus“, der vor elf Jahren gegründet wurde mit dem Ziel, „die noch gar nicht so lange zurückliegende Geschichte lebendig werden zu lassen, damit zum Erinnern und Gedenken beizutragen und zu Wachsamkeit und persönlichem Engagement aufzurufen,“ wie es in einer Presse-Information der Stadt Schwalbach vom 14. Dezember 2010 heißt.)

Es war schließlich eine Gruppe aus 21 Personen, zwei Begleitern und 19 Teilnehmern zwischen 15 und 80 Jahren (Schüler und Schülerinnen, berufstätige Erwachsene mittleren Alters und zwei Senioren, darunter der Großvater des jüngsten Teilnehmers), die sich der Herausforderung stellten, sich von dem vergangenen jüdischen Leben in Krakau und vor allem vom Vernichtungslager Auschwitz vor Ort ein Bild zu machen, sich dem Unfassbaren, dem Holocaust, anzunähern, sich an den Massenmord durch die Nationalsozialisten und seine Millionen Opfer zu erinnern.

Die inhaltliche Vorbereitung und Organisation des Projektes durch das Leitungsteam, dem Jugendbildungsreferenten und einer Geschichtslehrerin des örtlichen Gymnasiums als Mitglied der CJZ, erstreckte sich über ein Jahr und geschah in Kooperation mit der Internationalen Jugendbegegnungsstätte (IJB) Oświęcim, der pädagogischen Abteilung des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau und dem Pädagogischen Zentrum Frank-

furt / M. des Fritz-Bauer-Instituts und des Jüdischen Museums in Frankfurt.

Die Generationen übergreifende Gruppe etablierte sich in einem Treffen zum gegenseitigen Kennenlernen. Viele bewegte die Frage: Wie sollen wir mit dem, was auf uns zukommen würde, mit dem Thema, seinen Fakten und unseren Gefühlen, mit uns – jung und alt – umgehen?

Eine erste Runde über die eigenen Motivationen zur Teilnahme gab einen tiefen Einblick in die unterschiedlichen Beweggründe. Insbesondere die sichtlich emotionale Aussage eines erwachsenen Teilnehmers mit jüdischem Familienhintergrund stellte eine sehr persönliche und offene Gesprächssituation her, die für den Austausch über viele unserer gemeinsamen Erfahrungen während der einwöchigen Reise typisch und hilfreich werden sollte.

Ein danach folgender Tagesworkshop diente dem inhaltlichen Einstieg der Teilnehmer in das Thema. Ausgehend von

der Auseinandersetzung mit der Plakat- und Textsammlung „Die Gegenwart von Auschwitz“ fanden sich die Mitglieder in Kleingruppen zusammen und entwickelten Themen und mögliche Fragestellungen für eigene Recherchen vor Ort.

Krakau war unser erstes Ziel. Nach einem Rundgang durch die heutige Stadt war der Schwerpunkt eine Führung durch das ehemalige jüdische Viertel Kazimierz mit dem Besuch zweier Synagogen und des alten jüdischen Friedhofs, eine Führung durch das ehemalige Krakauer Ghetto und die Gedenkstätte Apotheke „Zum Adler“, ferner ein Besuch der Fabrik Oskar Schindlers. Am Abend vorher hatten wir gemeinsam den Film „Schindlers Liste“ als Vorbereitung gesehen.

Ausgehend von unserem Standort in der Internationalen Begegnungsstätte in Oświęcim verbrachten wir anschließend vier Tage in der Gedenkstätte Auschwitz I (ehemaliges Stammlager) und Auschwitz II (Vernichtungslager Birkenau), also im Staatlichen Museum

Auschwitz-Birkenau in Oświęcim, wie der offizielle Titel heißt.

Wir hatten zwei kundige und engagierte Führerinnen, hörten einen Vortrag in der Kunstabteilung, nahmen teil an einem Zeitzeugengespräch mit Kazimierz Smolen, einem ehemaligen Häftling und dem späteren Leiter der Gedenkstätte Auschwitz I, arbeiteten mit Dokumenten im Archiv des Museums und mit Literatur in der Bibliothek der IJBS, beschäftigten uns in einem angeleiteten Workshop mit der Vernichtung der europäischen Sinti und Roma und schauten uns in kleinen Gruppen einige der „nationalen“ Ausstellungen in den ehemaligen Baracken an. Auch vom heutigen Städtchen Oświęcim konnten wir in einem Rundgang mit Besuch der Synagoge und des jüdischen Friedhofs einen Eindruck gewinnen.

Diese Aufzählung hört sich ganz sachlich und geordnet an, so wie das Programm der Fahrt es auch vorsieht.

Unsere Gedanken und Gefühle über die vielen Eindrücke, unsere Betroffenheit und unsere Trauer, das nicht begreifen können an einem Ort, an dem eineinhalb Millionen Menschen getötet wurden, der heute „Museum“ heißt und als Gedenkstätte von vielen Menschen besucht wird, spiegelt sie nicht wider.

All das hatte Platz in der allabendlichen Auswertung des Erfahrenen in der Gruppe, im Nachdenken und im Austausch über Gesehenes und Erlebtes. Das unterschiedliche Alter der drei Generationen spielte dabei keine Rolle.

Nach einem letzten Aufenthalt auf dem weiten Gelände des Vernichtungslagers und der Möglichkeit, alleine, zu zweit oder in kleinen Gruppen einen Ort, einen Platz aufzusuchen, der einen besonders berührt hatte, wollten wir gemeinsam Abschied nehmen von Auschwitz. Wir trafen uns vor dem Mahnmal, das in allen Sprachen der Opfer und Toten ihrer gedacht. Im Kreis stehend, uns an den Händen fassend hörten wir noch einmal den Text von Arie Ben-Menachem, der uns schon von der Ausschreibung der Fahrt auf dem Flyer bekannt war: „Das Wort Auschwitz kannte keiner. Keiner aus unserem Waggon,

von meiner Familie und von denen, die mit uns zusammen waren, wusste, was Auschwitz ist und dass so eine Sache existiert, so ein geographischer Punkt existiert.“

Wir kannten – auch vor der Fahrt – das Wort Auschwitz, hatten mehr oder auch weniger Kenntnisse über diese „Sache“, den Holocaust. Der Flyer sagt auch: „Aber wer kann sich wirklich (heute) eine Vorstellung davon machen?“ Wir verließen Auschwitz mit dem Gefühl, durch die Anwesenheit und Recherche vor Ort, die direkte Konfrontation und aktive Auseinandersetzung



mit dem Schicksal der Opfer, von denen sehr viele für uns ein Gesicht bekommen hatten, wenigstens eine Ahnung von den Dimensionen des Massenmordes zu haben. Und wir waren dankbar für die hilfreiche, Generationen übergreifende, gegenseitige Unterstützung. Diese Reise-Erfahrungen sollten – das war vorgesehen als fester Bestandteil des Projekts – ihren Ausdruck in einer Ausstellung finden, die unsere persönlichen Texte und Fotos, ausgewählte historische Dokumente, Quellen und Literaturauszüge, strukturiert und professionell aufbereitet zusammenstellte.

Die Eröffnung der Ausstellung „Fragmente von Auschwitz“ im Bürgerhaus Schwalbach fand statt im Januar 2011, als Beitrag zum Tag der Befreiung von Auschwitz, dem 27. Januar, der in Deutschland seit 1996 und international seit 2005 offizieller Gedenktag aller Opfer des Nationalsozialismus ist.

Wir durften dazu einen besonderen Gast willkommen heißen: Die 85-jährige Cellistin Anita Lasker-Wallfisch, eine der letzten Überlebenden des Mädchenorchesters von Auschwitz, war unserer Einladung gefolgt und kam eigens aus London, um aus ihren Lebenserinnerungen „Ihr sollt die Wahrheit er-

ben“ zu lesen und Fragen aus dem Publikum zu beantworten. „Die Wahrheit erben“, das hieß für unsere Reise nach Polen, den Spuren der Schreckensherrschaft der Nazis zu begegnen, sich gedanklich und emotional auf sie einzulassen und diese Erfahrung später weiterzugeben. Einen Besuch in der Gedenkstätte Auschwitz kann man nicht vergessen.



oben: Reisegruppe
S. 59: Menora in Jerusalem

Israelreisen der CJZ Main-Taunus

Gerda Eckhardt

„Freut euch mit Jerusalem und seid fröhlich in ihr alle, die ihr sie liebt.“ Jesaja 6 Vers 10
Dieser Vers stand als Motto über der CJZ-Reise nach Israel mit Schwerpunkt Jerusalem im Frühjahr 2012. Naiv, blauäugig, schwärmerisch angesichts der komplizierten, teilweise deprimierenden politischen Lage im Land?

Seit 1995 bieten wir Studien- und Begegnungsreisen nach Israel und Palästina an.

Wir finden dort landschaftliche, religiöse, archäologische, kulturelle und historische Vielfalt auf engem Raum, dazu Begegnungen mit Bürgern und Bürgerinnen des jungen Staates, mit Überlebenden des Holocaust, mit Frauen und Männern der 2. und 3. Generation und nicht zuletzt mit Palästinenserinnen und Palästinensern, die wir auf jeder Reise in Bet Jalla und Talitha Kumi trafen.

Da kamen die unterschiedlichen Sichtweisen des „israelisch-

palästinensischen Konfliktes“ zur Sprache, die uns verwirrten und belasteten. Wir lernten, dass die innenpolitische Lage des Landes so vielfältig ist, dass man als Außenstehender kaum durchblickt und oft mit mehr Fragen als Antworten zurückkehrt. Fragen zum Beispiel, warum die vielen Friedensaktivitäten auf beiden Seiten bisher nicht zu mehr Sicherheit und Akzeptanz des jeweils anderen geführt haben.

Einige Teilnehmer haben das Land mit uns mehrfach besucht, eine Gruppe aus dem Jahr 2005 trifft sich noch heute alle 4 bis 6 Wochen. Wir lesen die Informationen aus und über Israel sehr aufmerksam und kritisch. Wir wissen, dass unsere Sicht nur begrenzt sein kann. Es bleibt die Hoffnung auf Annäherung und gegenseitiges Verständnis. Und es bleiben auch die faszinierenden Eindrücke, die Schönheit und die Besonderheiten des kleinen Landes.

Reisebericht einer Teilnehmerin der Israelreise vom 26.03. bis 02.04.12

Magdalena Feldhoffer

Als ich meinen Freunden erzählte, dass ich eine Woche nach Israel in Urlaub fahren möchte, haben die meisten mit „Es ist doch viel zu gefährlich. Hast Du denn keine Angst?“ reagiert. Um es gleich vorweg zu nehmen, ich hatte während meines Aufenthalts sowohl in der Westbank als auch in Jerusalem nie ein Gefühl der Bedrohung oder Angst. Auch die wenigen Soldaten, die an zentralen, touristisch stark frequentierten Orten präsent waren, fielen kaum auf und waren bei Kontaktaufnahme uns gegenüber freundlich.

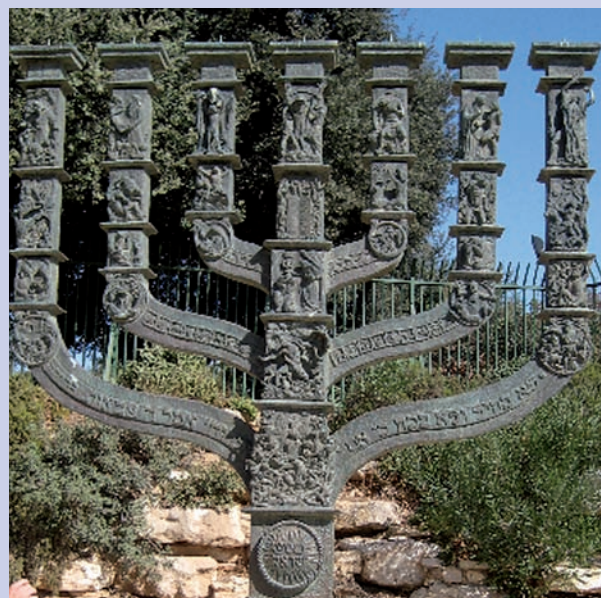
Schön fand ich die abwechslungsreiche Landschaft mit den Hügeln, Tälern und Wäldern. Ebenso die Wüste, die wir aufgrund des Regens in den Wochen davor blühend erleben konnten. Beeindruckt hat mich, wie die Menschen den kargen Böden trotzen und aus den angelegten Terrassen mit einem effizienten und effektiven

Wasserbewässerungssystem eine hohe landwirtschaftliche Nutzung erzielen.

Neugierig war ich vor allem auf die kulturell und historisch interessanten Orte in und um Jerusalem. Unsere sehr sympathische, äußerst kompetente und belesene Reiseführerin mit ihrem fast unerschöpflichen Wissen hat uns auf sehr interessante und unterhaltsame Weise die Vielfalt und die Zusammenhänge der Kultur und Geschichte vermittelt.

Gespannt war ich vor allem darauf, wie sich die politische Situation darstellt. Wir hatten glücklicherweise die Möglichkeit sowohl mit einem palästinensischen Bewohner der Westbank als auch mit einem Rabbiner, der in den Siedlungen lebt, zu sprechen. Beide haben sehr offen über ihre Sicht der Situation und ihre Willen zu einem Miteinander anstatt eines Gegeneinander, aber auch über das tief verwurzelte gegenseitige Misstrauen gesprochen. Obwohl ich beide Ansichten nachvollziehen kann, sehe ich noch einen sehr langen, mühsamen Weg für ein

Miteinander. Was ich jedoch gelernt habe ist, dass sich die Situation wesentlich vielschichtiger und auch komplexer darstellt als es mir durch die westlichen Medien vermittelt wird. Für mich persönlich war und



ist diese eine Woche in Israel eine Bereicherung, weil ich in dieser Woche zumindest einen kleinen Einblick in die Geschichte, Kultur, Wirtschaft und Politik bekommen habe. Zusätzlich ist das doch recht einseitige Bild vom Land und Staat Israel, das ich vor meiner Reise hatte, für mich nun zumindest etwas differenzierter geworden.

Auf der Suche nach Jüdischen Gemeinden im Main-Taunus-Kreis

Der am 23. Januar 2005
verstorbene Redakteur des
Höchster Kreisblatts Jürgen
Dehl hat diesen Artikel an-
lässlich des 10-jährigen
Jubiläums der CJZ für die
damalige Festschrift verfasst.

Ulrike Milas-Quirin
(Hattersheim),
Roswitha Schlecker
(Hofheim),
Dr. Dietmut Thilenius
(Bad Soden),
Rudolf Eckl (Wallau)
ergänzen die jeweiligen Orts-
chroniken für diese Ausgabe
der Festschrift zum 25-jährigen
Jubiläum der CJZ.



Flörsheim

Der 27. November 1095, ein verhängnisvoller Tag für die Judenheit Mitteleuropas. Das Konzil in Clermont neigte sich dem Ende zu. Papst Urban II (1088-1099) rief zur Waffenhilfe für die Christen im Vorderen Orient auf. Muslime bedrohten deren Existenz. Der Nachfolger Petris unterschied klar zwischen Gläubigen und Ungläubigen. Als Lohn versprach er den Teilnehmern dieses ersten Kreuzzuges Nachlaß aller kirchlichen Bußen.

Wanderprediger verbreiteten die Kunde, groß war die Resonanz. Fanatisierte, ungeordnete Haufen zogen los und übten das Töten vor der eigenen Haustür an den „Ungläubigen“ im eigenen Land. Wer sich nicht taufen ließ oder flüchten konnte, wurde erschlagen. Allein in Mainz, eine Jüdische Gemeinde ist dort seit 900 nachweisbar, brachten die Kreuzritter 1014 Juden um. Diesem Pogrom folgten andere. Die Überlebenden aus den Städten suchten in kleinen Gemeinden ein Unterkommen.

Vielleicht gibt es einen gewissen Zusammenhang mit der Ersterwähnung eines Juden in Flörsheim aus dem Jahre 1290. Die sozialpsychologischen und mentalitätsgeschichtlichen Auswirkungen waren katastrophal. Die antijüdische Gesetzgebung der Kirche schien den Christen erst jetzt bewußt geworden zu sein. Trefflich ließen sich damit Vorurteile nähren. Obendrein wurde der Katalog antijüdischer Gesetze Schlag um Schlag erweitert.

Juden sahen sich verstärkt als eine vom Leiden geprägte Schicksalsgemeinschaft. Mehr und mehr wurden Juden abge sondert, ins Abseits gedrängt. Lebten viele zuvor quasi Haustür an Haustür mit Christen, wurde das bald unmöglich. Sondersteuern. Kleiderordnung und andere diskriminierende Aktionen gehörten zur Tagesordnung, hinterließen im Durchschnittsmenschen Spuren.

Die Flörsheimer Gemeinde dürfte die älteste im gesamten Rhein-Main-Gebiet gewesen sein. Groß war sie nie.

Vielleicht gelingt es, einmal aus dem Staub der Jahrhunderte Genauereres über das Alter der Gemeinde herauszulesen oder die Lage des alten, des ersten, Friedhofs zu finden. 1447 wird im Gerichtsbuch eingetragen: „Claus Müllich hat ein Gang gegangen ein Zweitel Wingert an dem Judin Kerchhof und sein gewest dem Hein Fluden.“ Von da an geistert dieser Friedhof mehrfach durch die Urkunden. Der Friedhof ist Juden ein heiliger Ort. Man entsinne sich an verschiedene Auseinandersetzungen, die es in jüngerer Zeit gab, als in Deutschland Friedhöfe bebaut werden sollten. Unzerstörbar sollte das „Haus der Ewigkeit“ (Beth Olam) sein. Ruhe sollte der Mensch hier finden bis zum Jüngsten Tag.

Im 16. Jahrhundert duldete Kurmainz keine Juden. Wohin die Menschen verschwunden sind, was aus dem ersten Friedhof wurde, weiß niemand.

Während des Dreißigjährigen Krieges lebten wieder Juden in Flörsheim. Bettelarm wandten sie sich 1624, 1625 und

1627 an das Mainzer Domkapitel und baten darum, man möge ihnen das Schutzgeld erlassen. In friedlichen Zeiten würden sie es gerne wieder zahlen. Durch diese ersten Eingaben werden erstmals Namen bezeugt: Jeekus (Jakob), Michael, Nathan und Henlein, die Frau des kranken Nathan. 1639 leben wieder neun jüdische Familien in dem Fischer- und Bauernort.

Sie betrieben Klein- und Viehhandel. Einer lieferte, wie es aus Abrechnungen sichtbar wird, 1664 für den Bau der Kirche Nägel und Stricke. Diese ersten Juden nach der Vertreibung fanden den alten Friedhof nicht mehr vor. Sie mußten ihre Toten in Mainz bestatten. Und zwar im „Judensand“ außerhalb der Stadt am Hang oberhalb der Mombacher Straße. 1666 hielt der Schwarze Tod reiche Ernte in Flörsheim. Erneut bitten die Juden um Nachlaß des Schutzgeldes, da sie weder handeln und wandeln könnten und im Ort quasi eingeschlossen seien.

In einer anderen Eingabe, auch die Hochheimer Juden

beteiligten sich, wird um die Erlaubnis gebeten, einen Begräbnisplatz einrichten zu dürfen. Unmöglich sei es, die vielen Toten nach Mainz zu schaffen. Der Bitte wird stattgegeben. Zugewiesen wird ein Gelände „über der Bach, bei den Eichbäumen gelegen.“ Im Anhang des Memorbuches von 1852 (das alte wurde bei einem Feuer in der Synagoge vernichtet) wird der Stifter des Friedhofes genannt:

„Man soll gedenken zur Ewigkeit seiner Seele dem Herrn aus Dresden, Rabbi oder Meister Abraham, der Sohn von Abraham Lazarus Löwi in Flörsheim am Main, daß er sich ein starke Mühe und Arbeit geben von wegen Gerechtigkeit den Gemeindejudenbegräbnis zu kaufen und gleich bar bezahlt.

Flörsheim im Jahre Tebeth und kleinen Judenjahr (die Tausender werden dabei weggelassen) 471, nach dem Christjahr 1679, Monat Februar.“

Erstanden wurde das Grundstück von „Andreas Klein hinterlassener Witwe“ und „auf ewige Zeiten“.

Es handelte sich um einen Acker von fünf Ruten. Dafür mußten drei Gulden und 15 Albus gezahlt werden. 15 Albus Zinsen bekam jährlich die Gemeinde Flörsheim. 1785 kam es zwischen den Flörsheimern und den Hochheimern zum Streit, der Ende des 19. Jahrhunderts erneut aufflammte. Die Auseinandersetzung endete damit, daß die kleine jüdische Gemeinde Hochheims 1909 eine eigene Begräbnisstätte einrichtete.

Bis 1672 waren die Gottesdienste in einem Privathaus. Es gehörte Leser, der sich mit einem Gesuch an das Domkapitel wandte. Lesers Haus war abgebrannt, er wollte ein neues erwerben. Gleichzeitig bat Leser um Befreiung von der Judenschule (Synagoge). Daraufhin erwarb die Gemeinde am 11. Oktober 1710 ein Grundstück. 1718 konnte am Shabbat Nachamu (Juli) die Synagoge eingeweiht werden. Die Flörsheimer unterstanden dem Rabbiner von Bingen. Ein Name ist überliefert: Rabbi Afron Theomim (1721-1768), ein gebürtiger Frankfurter. Bescheiden feierte die Jüdische Gemeinde 1918

das 200. Jubiläum ihrer Synagoge. Wieder einmal wütete Krieg und deshalb schien den Juden eine große Feier nicht angebracht.

Die „Flörsheimer Zeitung“ berichtete am 20. Juli 1918: „Die Bewohner der oberen Hauptstraße, die Nachbarhäuser des Gotteshaus hatten Flaggenschmuck angelegt. So wie unsre hiesigen israelitischen Mitbürger allezeit Leid und Freud in unsrer Gemeinde mitgetragen haben, wie sie bei unseren kirchlichen Festen und Prozessionen stets würdig ihren reichen Teil zur Verschönerung mitgetragen, wie unsre hiesigen jüdischen Einwohner immer mit Rat und Tat und hohem Opfersinn am Wohlergehen unserer Gemeinde gearbeitet, die Anerkennung und die Liebe Flörsheims hat sich heute sichtbar gezeigt.“

Um neun Uhr hatten sich in der hiesigen Synagoge als Vertreter der Gemeinde und des Kgl. Landratsamtes Herr Bürgermeister Lauck, Herr Beigeordneter Reimer sowie die Mitglieder des Gemeindevorstandes und der Gemeinde-

vertretung eingefunden. Ferner Vertreter der katholischen und evangelischen Kirchengemeinde, Hr. Rektor Bretz als Vertreter der Lehrerschaft und Herr Wachtmeister Zerfaß für die Gemeindebeamten. Außerdem füllten verschiedene hies. Einwohner das festlich geschmückte Gotteshaus. Nach der Verlesung der hl. Schrift und eines Segensspruches für die Gemeinde Flörsheim, den der Wiesbadener Kantor Herr Kapell mit prächtiger Stimme hebräisch vortrug, begann die Festpredigt Sr. Ehrwürden des Herrn Bezirksrabbiners Dr. Kober, Wiesbaden.

Er hatte seinen tief durchdachten Worten die Bibelverse unterlegt: „Die Blumen verdorren, das Gras welkt, das Wort Gottes besteht ewig!“ (...) „Mögen die hohen Worte bestehen bleiben, möge in allen kommenden Geschlechtern der Geist der Gemeinsamkeit wie wir ihn heute sehen, weiter blühen zum Wohle Flörsheims und zum Heil aller Einwohner. Das walte Gott!“

Unter diesem Bericht wird angemerkt: „Der Vorstand der isr. Gemeinde teilt uns mit: Da wir von jeder äußeren Feier in Anbetracht der schweren Zeit absehen, haben wir dem Herrn Bürgermeister Lauck 300 Mark für die hiesigen Armen überwiesen.“ Einige Tage später bedankt sich die Jüdische Gemeinde mit einer Anzeige in der „Flörsheimer Zeitung“ für die geschmückten Häuser.

Die Heimatzeitung hatte einen illustren Mitarbeiter: Jakob Altmaier (1889-1963), der sich „Gänsekippschorsch“ nannte. Er entstammte einer alten Flörsheimer Familie. Am 14. September 1840 gibt Maier anlässlich der Geburt seiner Tochter Fanny bekannt, daß er fortan Altmaier heiße. Die Familie spielt bald eine wichtige Rolle in Flörsheim.

Israel Altmaier ist Mitbegründer des Männergesangsvereins „Sängerbund“. Er wanderte nach USA aus, wo er mit 90 Jahren starb. Sein Neffe Josef feierte 1928 seine 50jährige Mitgliedschaft im Verein. Er war Gemeindeältester der Jü-

dischen Gemeinde und ehrenamtlicher Chasan (Kantor). Sein Sohn Martin, in Auschwitz ermordet, folgte ihm in diesem Amt.

Jakob Altmaier besuchte die höhere Schule in Höchst und absolvierte anschließend eine kaufmännische Lehre in Frankfurt. Schon früh widmete er sich dem Journalismus und schrieb für die „Frankfurter Volksstimme“. Mit eigenwilliger Treue hing er an der „Flörzheimer Zeitung“, Selbst während seines Militärdienstes im Ersten Weltkrieg schickte er als „Gänsekipfelschorsch“ Beiträge.

Später war er Korrespondent der „Frankfurter Zeitung“ und des „Vorwärts“. Zudem ist er Mitarbeiter englischer, französischer und serbischer Blätter gewesen. Als überzeugter Sozialist nahm er am Spanischen Bürgerkrieg teil. Während des Dritten Reiches lebte er in Frankreich und Kairo. 1949 kehrte er nach Deutschland zurück. Im Wahlkreis Hanau Gelnhausen – für die hiesige Gegend mochte er nicht antreten – wurde er in den Bundestag gewählt.

1954 ernannte ihn Flörzheim zum Ehrenbürger. Altmaier pflegte persönliche wie politische Kontakte in aller Welt. Er war mit dem serbischen König Alexander, 1934 ermordet, befreundet, kannte die amerikanischen Präsidenten Eisenhower und Kennedy. Auch mit den Päpsten Pius XII. und Johannes XXIII. traf er zusammen. Am 8. Februar 1963 starb er in seinem Büro im Bundeshaus. Sein Grab ist auf dem Flörzheimer jüdischen Friedhof.

Im Hause des Künstlers Thomas Reinelt fand sich eine alte Mikwe (Ritualbad), die von dem Künstler restauriert wurde. 1947 errichtete die Stadt auf dem Friedhof ein Mahnmal mit hebräischer Inschrift: „Hier ruhen die Angehörigen der jüdischen Religionsgemeinschaft von Flörzheim, Hochheim, Eddersheim und Weilbach. Ihre letzten Frauen, Männer und Kinder wurden unter der Herrschaft der Gewalt um ihres Glaubens und ihrer Rasse willen geächtet, verfolgt, beraubt und vertrieben, ihr Gotteshaus zerstört und dieser 600jährige Gottesacker geschändet. Die Ge-

meinde Flörzheim hat im Jahre 1946 ihn wieder hergerichtet; den Toten, die fern der Heimat starben, zur Ehre und zum Andenken, den Lebenden zur Mahnung, den Vertriebenen zum Trost und Allen zum Frieden! Die Gemeinde Flörzheim am Main.“ Die anrührenden Worte verhinderten nicht, daß 1993 der Friedhof erneut geschändet wurde.

Augenscheinlich treibt in manchen Köpfen noch ein Denken sein Unwesen, das Berthold Auerbach (1812-1882) als Kurgast 1842 in Weilbach erlebte und in seinem "Tagebuch aus Weilbach" festhielt. "Es ist nun auch im Dorfe bekannt, daß ich ein Jude, d. h. im Judenthum geboren bin; die Tochter meines Nachbarn sagte mir ganz ehrlich: „Ei, ich hab' ja gehört, sie sind ja kein Herr, sie sind ja ein Judd.“ (...) „Einige Bauern behandeln mich minder freundlich (...) seitdem sie wissen, daß ich ein Jude bin ...“ Kurgast Auerbach wurde einige Jahre später zum „Erfinder“ des deutschen Heimatromans. Seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ werden heute noch bei Reclam verlegt.



Hattersheim

Drei Gulden mußte er für die „Befreiung“ von „Hut“ und „Wacht“ zahlen. Säußerlich hielt es der Schreiber in der Liste „Einnahm geldt: In gemein“ aus dem Jahre 1659 fest. Doch nur Christen haben in dieser frühen Buchhaltung einen Namen, bei diesem Einzahler reichte der Vermerk „Vom Juden“. Befreiung?

Der Mann hätte als Jude weder das Feld hüten dürfen (Hut) noch offiziell Feuerwehr oder Polizist (Wacht) spielen dürfen. Er ist seines Glaubens und seiner Abstammung wegen ein weitgehend rechtloser Mensch gewesen, der keinerlei öffentliche Aufgaben übernehmen durfte.

Namentlich taucht in der Hofheimer Kellereirechnung ein „Freigam“ (Ephraim?) aus Hattersheim schon 1653 auf. Er wird auch 1655 und später dort genannt und als Krämer des Ortes bezeichnet. Möglich, daß der Anonyme mit „Freigam“ identisch ist. Zwei jüdische Einwohner gab es 1663, 1729 lebten drei jüdische Familien im Ort und 1735 entrichteten sieben Familien Schutzgeld. Schon 1705 soll es eine Synagoge gegeben haben.

Offenbar lebten die Hattersheimer Juden vom Viehhandel, spätere Dokumente legen das nahe. Protokolliert wurden zwischen April 1788 und März 1789 insgesamt 48 Viehverkäufe. Nur bei sechs dieser Geschäfte war kein Jude beteiligt.

Im 18. Jahrhundert glich die Karte Deutschlands einem Flickenteppich. Landes- und Hoheitsgrenzen gab es an jeder zweiten Ecke. In Eddersheim lebten 1694 vier jüdische Familien, die zur Gemeinde Flörsheim gehörten. So gehörte der heutige Stadtteil Okriftel im 18. Jahrhundert zu Ysenburg, die Dörfer Eddersheim und Hattersheim waren kurmainzisch. Den Okrifteler Juden schaffte das besondere Problem. Die ersten jüdischen Okrifteler werden 1733 und 1753 erwähnt. Sie sollen die Hattersheimer Synagoge besucht haben. Mit welchem Kniff diese Menschen das am Shabbat geschafft haben, ohne gegen ein fundamentales Gebot zu verstoßen, ist nicht überliefert.

An der Grenze mußten Juden Leibzoll entrichten. Am Shabbat jedoch darf ein Jude kein Geld bei sich tragen. Dieses Problem führte 1761 zu einer Eingabe der Okrifteler Judenschaft an die Obrigkeit. Nun gäbe es zehn religionsmündige Männer (Minjan), somit könne man eigene Gottesdienste in einem Privathaus halten. Das Gesuch wurde

erst einmal abgelehnt. Erteilt wurde die Genehmigung erst 1765, doch sollten die Okrifteler für dieses Recht fünf Reichstaler zahlen. Die Judenschaft Okriftel hatte nicht mehr viel von dieser dubiosen Gnade. 1775 gab es noch vier jüdische Familien im Ort, 1781 nur noch zwei.

1788 wandte sich der Hattersheimer Abraham Moyses im Namen der Schutzjuden an die Mainzer Landesregierung. Seit über 80 Jahren sei es den Juden Hattersheims erlaubt, eine Synagoge zu unterhalten. Dafür würde auch eine jährliche Abgabe geleistet. Nun wolle die Hofheimer Judenschaft erreichen, daß die Hattersheimer nach Hofheim in die Synagoge sollten, denn ohne die Hofheimer würde es in Hattersheim keinen Minjan mehr geben. Abraham Moyses erwähnte auch, daß die Hattersheimer Synagoge die älteste im Amt sei.

Augenscheinlich waren die Juden beider Ortschaften sehr auf Eigenständigkeit bedacht. Die Hofheimer besuchten nämlich bloß notgedrungen die

nachbarliche Synagoge. Durch einen Juristenstreich hatten sie 1779 ihre Synagoge verloren. Als sich 1788 die Gelegenheit bot, griffen die Hofheimer Juden zu. Sie erwarben ein Wohnhaus und gestalteten es zur Synagoge. Das vorläufige Problem im Hintergrund: In beiden Ortschaften lebten nur acht religionsmündige Männer.

Schließlich verpflichteten die Hofheimer zwei Männer aus Diedenbergen, um den Minjan aufzufüllen, die Hattersheimer zwei aus Okriftel. Daß eine Gemeinde Beter tatsächlich hinzukaufte um ein religiöses Gebot zu erfüllen, ist damals so selten nicht gewesen. Die Hattersheimer Juden des 18. Jahrhunderts sind alles andere als reiche Leute gewesen. Doch 1795 scheinen sie einen Tiefpunkt durchschritten zu haben. Der Amtsvogt berichtete dem Oberamt über die Synagoge, daß sie ein altes Häuschen in einem elenden Winkel bei einer Witwe sei. Außerdem gäbe es in Hattersheim nur noch drei religionsmündige Männer, in Hofheim seien es sieben.

Schon 1841 wird im Brandkataster ein anderes Bild der Synagoge geschildert. Das Gebäude, ein Fachwerkbau (18 mal 9 Fuß) sei in gutem Zustand. Zwei Jahre später wird ergänzt, Ziegeln würden das einstöckige Gebäude bedecken. Grund und Boden waren der Gemeinde von David Oppenheimer geschenkt worden. Ein Plan vom Mai 1900, erstellt für das Nachbarhaus wegen geplanter Umbauarbeiten, gibt genaue Auskunft über die Lage der Synagoge.

Die kleine Gemeinde nutzte das Gebäude noch bis etwa 1909. Die 1905 eingeweihte Höchster Synagoge scheint den Hattersheimer Juden offenbar anziehender gewesen zu sein. 1917 wird das Gebäude verkauft. 1954 wurde es abgebrochen. Aus der Zeit brauner Barbarei erhielten sich zwei grauerregende Dokumente, die schlaglichtartig Auskunft über die bürokratisch gesteuerte Mordmaschinerie geben.

Am 18. Mai 1943 teilt der Landrat des Main-Taunus-Kreises dem Hattersheimer Bürgermeister mit: „Nach heutiger telefonischer Mitteilung der Geheimen Staatspolizei in Frankfurt ist die Jüdin S. M., geborene D., geboren am 16. März 1874, wohnhaft dortselbst, verhaftet worden. Mit ihrer Rückkehr ist voraussichtlich nicht mehr zu rechnen. Das Erforderliche ist zu veranlassen.“ Handschriftlich steht unter dem Getippten: „1. Die Wohnung wurde von der M. bei ihrem Weggang abgeschlossen und die Schlüssel mitgenommen.“ Und: „2. Zu den Akten.“ Am 30. Dezember 1943 unterrichtet der Landrat den Bürgermeister über den Fortgang der Dinge: "Nach Mitteilung des Konzentrationslagers Auschwitz ist die Jüdin S. M. am 12. September 1943 dortselbst verstorben (sic!)."

* Für Sophie Maas, wie für 57 weitere Hattersheimer Juden sind zwischen 2010 und 2012 in der Mainstadt nach der Idee des Künstlers Gunter Demnig Stolpersteine verlegt worden.

Die Frankfurter Historikerin Anna Schmidt hat deren Schicksal im Auftrag des Magistrats untersucht. In ihrem Buch (Hattersheim, Eddersheim, Okriftel im Nationalsozialismus – Diktatur, Widerstand, Verfolgung 1933-1945) hat sie 2008 die Ausgrenzung und Verfolgung sowie die Zerstörung der Existenzgrundlagen der jüdischen Bevölkerung beschrieben.

Berichte über behördliche Schikanen, über die Übergriffe der Reichspogromnacht – besonders in Okriftel und Hattersheim – sowie über die Vertreibung, Verschleppung und Ermordung der jüdischen Familien aus allen drei Stadtteilen sind darin dokumentiert.

Die Biografien der Opfer sind mittlerweile auf der städtischen Homepage zusammengefasst.

Eine 2008 gegründete „Arbeitsgemeinschaft Opfergedenken“ hat sich zur Aufgabe gestellt, die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus, über die Verlegung der letzten Stolpersteine im Jahr 2013 hinaus, wach zu halten.



Hochheim

Sie kämpften für ihre Eigenständigkeit, um ihr täglich Brot und um ein erträgliches Verhältnis mit ihren christlichen Nachbarn. Das mit der Eigenständigkeit schafften sie. Auch der Verkehr mit Christen, trotz aller möglichen Ressentiments, hatte erträgliche Formen. Die Armut war erst nach der völligen Gleichstellung 1869 besiegt.

Durch den freien Zugang zu den unterschiedlichsten Berufen konnten die Mitglieder der kleinen Jüdischen Gemeinde endlich bescheidenen Wohlstand erlangen. Groß ist die Jüdische Gemeinde Hochheims nie gewesen. Nicht viel Licht fällt auf ihre Anfänge. Möglich, daß im 17. und 18. Jahrhundert schon vereinzelt Menschen jüdischen Glaubens in der Wein- und Handelsstadt lebten. Doch historische Helle kehrt erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein.

Umgang mit Juden hatten die Hochheimer Christen dennoch schon von altersher durch den Hochheimer Markt. Er lockte Viehhändler und Krämer aus allen Himmelsrichtungen an.

Der Heimatforscher Franz Luschberger schrieb ein Buch über die Jüdische Gemeinde Hochheims und über die Rolle, die Juden auf dem Markt spielten. Das sympathische und sehr persönliche Werk (ISBN: 3-9801970-0-X) kann nur empfohlen werden. Es ist bislang die einzige Gesamtschau einer Jüdischen Gemeinde im Kreis.

Aus diesem Grund sei hier nicht näher auf Hochheim eingegangen. Es waren Christen, die über Juden verfügten und zu Pogromen aufriefen. Auch die Nazis hatten christliche Prägung und entwickelten ihre antisemitische "Weltanschauung" aus kirchlichem Antisemitismus. Doch manchmal gab es in der schlimmen braunen Zeit auch Menschen, die ausicherten und wenigstens die schlimmsten Auswüchse zu mildern versuchten.

Entpuppte sich der Sodener Bürgermeister während des Novemberpogroms 1938 als Rabauke und Mordbrenner erster Güte, so handelte sein Hochheimer Amtskollege Peter Hirschmann (1888-1954) überraschend anders.

Luschberger zitiert in seinem Buch die Ordensfrau Florimunda vom Hochheimer Krankenhaus. Wie die Schwester erklärt, rief Hirschmann bei den Nonnen an und bat, „die schwer bedrängten Judenfamilien, denen die Nazis Hab und Gut zerschlagen hatten, in unserem Krankenhaus Aufnahme zu gewähren. Wir hat-

ten diesbezüglich Bedenken, weil wir ja als Ordensleute selbst gefährdet waren und schon als Judenfreundlichgesinnte bei den Nazis angegeben waren.

Doch Bürgermeister Hirschmann sagt, wir sollten die Leute ruhig aufnehmen und äußerte nochmals die Bitte für die Betroffenen gut zu sorgen betr. Unterkunft und Essen. Wir richteten sofort einige Zimmer her und ließen den bedrängten Familien gute Pflege und Betreuung zuteil werden.“

Hirschmann soll bei Auswanderungen geholfen haben. Auch wird berichtet, daß er Hochheimer Juden aus Konzentrationslagern frei bekam. Als 1937 einer Bauersfrau Schutzhaft drohte, bewahrte der Bürgermeister sie davor. Die Frau sang in der Öffentlichkeit ein Lied, das sie das Leben hätte kosten können. Aus dem Text:

„Lieber ein Kaiser von Gottes Gnaden, / als den Hitler von Berchtesgaden.“

Über den damaligen Rathauschef gibt es noch einige Berichte in dieser Richtung.

Das führte dazu, daß es Peter Hirschmann selbst an den Kragen ging. Am 9. Februar 1945 wurde gegen Hirschmann ein Parteigerichtsverfahren eingeleitet. Er widersetzte sich parteilichen Anordnungen.

Auch „Gefährdung der Kampfführung“ wurde dem Hochheimer vorgeworfen. Der Kreisleiter schrieb zur gleichen Zeit an den Landrat, man solle den Bürgermeister „wegen verantwortungslosem Verhalten sofort auf disziplinarischem Wege zur Rechenschaft ziehen mit dem Ziele, die Enthebung von dem Amt des Bürgermeisters herbeizuführen.“ Peter Hirschmann sei „schon jahrelang untragbar für die NSDAP“ Und weiter: „Er verstößt fortgesetzt gegen die primitivsten Gesetze der Einordnung und Unterordnung sowie gegen die weltanschaulichen Belange der Partei.“

Hofheim

Wer bei dem Wort „Abtriebsrecht“ an die Alpen und an Alm-Abtrieb denkt, liegt so falsch nicht. Rechtshistoriker erläutern diesen Begriff mit „Vorkaufsrecht“, doch das geht an der Sache vorbei.

„Abtriebsrecht“ bedeutete, daß ein Christ einen jüdischen Nachbarn nicht dulden mußte. Kaufte ein Jude ein Haus, was manchmal möglich gewesen ist, dann konnte ein Christ dieses Haus noch 30 Jahre nach dem Kauf an sich bringen. Zahlte er die Kaufsumme, mußte der Jude verschwinden.

Auf diese Weise verloren die Hofheimer Juden 1779 ihre Synagoge. Ein kleines Schild unter dem offiziellen Straßenhinweis „Webergasse“ erinnert heute dankenswerter Weise daran, daß hier einst die Judengasse gewesen ist. In dieser Gasse hatte die Jüdische Gemeinde einen Stall zur Synagoge umgestaltet, der seit 1649 in jüdischem Besitz war.

Ein christlicher Nachbar regte sich auf. Das Judengeschrei „störe die Messe in der nahen

Kirche und behindere auch den Unterricht in der christlichen Schule“. Außerdem leide er unterm „Unflat“ des jüdischen Haushalts. Der Mann stand mit seiner Beschwerde alleine da.

Weder Pfarrer noch Lehrer, noch andere christliche Nachbarn fühlten sich in irgendeiner Weise von den Juden beeinträchtigt. Selbst Amtsvogt Bender setzte sich bei der kurmainzischen Regierung für die Juden ein. Vergeblich. Keiner scherte sich in Mainz auch um die Behauptung, daß die Juden wesentlich mehr als 30 Jahre das Gebäude besaßen.

Dem Nachbarn wurde das Gebäude zugesprochen. Er ließ es sofort abreißen. Die Hofheimer Juden – einzelne lebten auch in Eppstein und Vockenhausen mußten nach Hattersheim (siehe dort) in die Synagoge.

1788 konnten die Hofheimer wieder eine eigene Synagoge einrichten. Wo sie stand, ist bislang ungeklärt. Vehement widerspricht der Heimatforscher Ulrich Colmar der Behauptung, das „Türmchen“, der Büttel-

turm, habe seit dem Mittelalter als Synagoge gedient. Das kann erst nach 1795 geschehen sein, was Colmar eindeutig belegt.

Jedenfalls muß festgehalten werden, daß der ehemalige Büttelturm das einzig erhaltene Synagogengebäude im Main-Taunus-Kreis ist. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist der jüdische Bevölkerungsanteil in Hofheim erstaunlich groß. Etwa 300 Menschen dürften hier gelebt haben, 50 davon waren jüdischen Glaubens. Urkundlich erwähnt wird 1426 eine Jüdin, deren Namen mit „Marone“ wiedergegeben ist. Abgedrängt von der weltlichen und religiösen Obrigkeit konnten Juden keine „ehrbaren“ Gewerbe ausüben. Es ist also nicht wunderbar, wenn die Hofheimer Juden zu Beginn des 15. Jahrhunderts Geldgeschäfte, die den Christen verboten waren, betrieben.

Daraus großen Wohlstand zu schließen, ist gewiß leichtfertig. Wer mit Kaviar handelt, kann nicht täglich Kaviar essen.

Er beraubt sich seiner Einnahmequelle. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind Juden offenbar gänzlich aus Hofheim verschwunden. Es gibt dafür einige Erklärungsansätze, aber keine wirkliche Erklärung. Wer nun Geldgeschäfte tätigt, wendet sich an „der Judde von Eppstein“ (1483) oder an „Abraham der Judde von Cronberg“.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg, von 1653 an, werden in der Kellereirechnung des Amtes Hofheim wieder Juden erwähnt. Sie handeln mit Vieh, Altwaren und ziehen hausierend durch die Gegend. Auch völlig mittellose Menschen sind darunter, die von der Gemeinde ernährt werden mußten.

Durch die enorme Steuer- und Gebührenlast auf der einen Seite und die beschränkten Einnahmemöglichkeiten auf der anderen, gab es in Deutschland ein Heer völlig verarmter Juden, das sich beständig vergrößerte. Für 1780 wird angenommen, daß etwa 90 Prozent aller Juden sogenannte „Betteljuden“ waren.



Der in Frankfurt tagende Ober-rheinische Kreis versuchte 1788 das Problem mit einer Polizeiverordnung zu lösen. Das heißt, man wollte, daß diese Menschen vier Wochen nach der öffentlichen Verkündung der Verordnung einfach verschwinden.

Die ansässigen „Schutzjuden“ sollten die „Betteljuden“ weder „beherbergen noch ihnen das Geringste reichen, sondern ihren „Da-seyn“ jedesmal ab sofort der Obrigkeit des Orts melden, damit sie zu Verhaft gezogen werden können.“

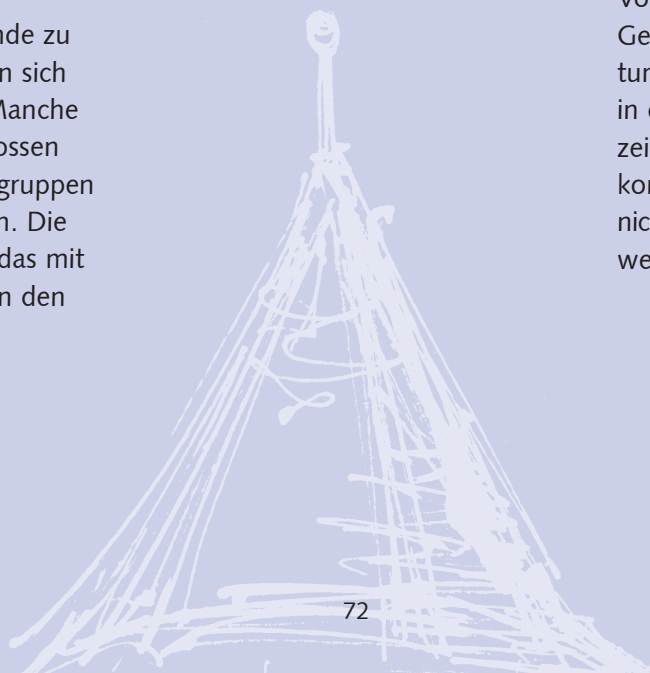
Türmchen mit Davidstern (1935)

Sie zogen von Gemeinde zu Gemeinde und mußten sich durchfüttern lassen. Manche Umherziehenden schlossen sich dubiosen Gauklergruppen oder Räuberbanden an. Die Behörden versuchten das mit barbarischen Mitteln in den Griff zu bekommen.

Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn unseres Jahrhunderts ist in Frankfurt die Zahl jüdischer Stiftungen für mildtätige und kulturelle Zwecke schwindelerregend hoch.

Zwei dieser Stiftungen haben mit der Taunusstadt zu tun. In Hofheim gab es das Raphael-Jeanette-Ettlingersche Kinderheim in der Kapellenstraße 12. Die Stiftung wurde 1910 ins Leben gerufen.

Warum es bei der Jette Samuel Leibnickschen Stiftung heißt „Brautlegate für arbeits-unfähige Israeliten; Bewerber aus Hofheim a.Ts. haben den Vorzug“, bedarf der Klärung. Gegründet wurde diese Stiftung um 1922. Wie seinerzeit in der Israelitischen Wochenzeitung zu lesen war. Leider konnte auch über die Stifter nichts näheres herausgefunden werden.



Orte der Erinnerung – STOLPERSTEINE* in Hofheim

Roswitha Schlecker

***„Stolpersteine“ sind Pflastersteine mit einer Kantenlänge von zehn Zentimetern, auf deren Oberseite sich eine Messingplatte befindet, auf der in wenigen Worten die Lebensgeschichte des Opfers niedergeschrieben ist. Die Steine werden vor den letzten frei gewählten Wohnungen niveaugleich in den Gehweg eingelassen.**

Im Jahr 1995 verlegte der Künstler Gunter Demnig erstmals in Köln – damals noch ohne offizielle Genehmigung – zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus STOLPERSTEINE, um an diese auch namentlich zu erinnern.

1997 folgte in Salzburg eine erste genehmigte Verlegung im „öffentlichen Raum“ (Gehweg). Aus einer ursprünglichen Kunstaktion wurde im Laufe der Jahre eine europaweite Bewegung. Inzwischen liegen mehr als 32.000 Gedenksteine

in 700 Orten in Deutschland, dem angrenzenden Ausland und der Ukraine (Stand Ende 2011).

Im Jahr 2005 stellte die Fraktion der GOHL in der Stadtverordnetenversammlung Hofheim den Antrag, Orte des Leidens und der Unterdrückung durch die Nationalsozialisten in der Stadt auf Dauer sichtbar zu machen. Eine Möglichkeit, die in Betracht gezogen wurde, war die Verlegung von STOLPERSTEINEN für die verfolgten, vertriebenen und ermordeten jüdischen Einwohner der Stadt und ihrer Stadtteile.

Der Arbeitskreis „Museum im Freien / Orte der Erinnerung“ wurde ins Leben gerufen, um Vorschläge zu erarbeiten. Zu den Teilnehmern gehörten damals wie heute: Bürgermeisterin Gisela Stang, Vertreter der Fraktionen, Mitglieder der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die Leiterin des Stadtmuseums, die Stadtarchivarin, historisch interessierte Mitbürger und Vertreter der örtlichen Geschichtsvereine.

Für die wissenschaftliche Unterstützung und Erarbeitung der Biografien der Holocaust-Opfer konnte die Historikerin Anna Schmidt aus Frankfurt gewonnen werden. Die ersten Sitzungen des Arbeitskreises prägten Diskussionen über das Für und Wider gegenüber dem Projekt STOLPERSTEINE und die Erarbeitung anderer Möglichkeiten des Gedenkens, z.B. Einrichtung einer Gedenkstätte an der ehemaligen Synagoge (Türmchen) in Hofheim.

Ende Dezember 2006 einigten sich die Teilnehmer auf einen von allen Fraktionen getragenen Antrag: Der Magistrat ist mit der Verlegung zu beauftragen. Im Februar 2007 erfolgte der einstimmige Beschluss der Stadtverordnetenversammlung: „Hofheimer Bürgerinnen und Bürgern soll es möglich sein, sich dem Projekt STOLPERSTEINE anzuschließen und entsprechende Steine zu kaufen. Die Koordination übernimmt das Stadtarchiv.“

Über Pressemitteilungen konnten in kurzer Zeit die Paten (88) für insgesamt 89 Steine gewonnen werden. Einige Personen übernahmen mehrere Patenschaften, andere teilten sich einen Stein. Zu den vorbereitenden Maßnahmen gehörten:

Erstellung der Biografien, Ermittlung der ehemaligen Wohnorte und Überprüfung, da sich aufgrund der Eingemeindungen Straßennamen und Hausnummern geändert hatten, sowie Gespräche mit den jetzigen Hausbesitzern.

Drei Monate vor der ersten Verlegung besuchte Gunter Demnig das Stadtmuseum Hofheim und stellte in einem Vortrag die Entstehung seines Projektes vor. Schließlich erfolgte am 22.04.2008 in der Innenstadt von Hofheim die erste Verlegung.

1. Verlegung am 22.04.2008

Familie Oppenheimer Burgstraße 6a	5 Steine
Familie Nachmann Bäregasse 5	3 Steine
Familie Rosenthal Brühlstraße 3	4 Steine
Emma Kopp Roedersteinweg 4	1 Stein

Korrektur und Wiederverlegung am 10.05.2010

2. Verlegung am 16.02.2009

Familie Allmeier Neugasse 43	6 Steine
Familie Weiss Elisabethenstraße 32 (ehem. Nr. 16)	4 Steine
Familie Strahlheim Am alten Bach (ehem. Mühlgasse 2)	4 Steine
Familie Karl Kahn Lorsbacher Straße 34	3 Steine
Familie Louis Kahn Schulstraße 35 (Marxheim)	2 Steine

Die ersten in Hofheim verlegten Stolpersteine (22.04.2008)



3. Verlegung am 13.10.2009

Diedenbergen und Wallau

Familie Eduard Kahn
Casteller Straße 70
(Diedenbergen)

2 Steine

Familie Gustav Kahn
Marxheimer Straße 9
(Diedenbergen)

6 Steine

Familie Josef Kahn
Hintergasse 22
(Diedenbergen)

5 Steine

Familie Simon
Wildsachsener Straße 1
(Diedenbergen)

4 Steine

Familie Cohn
Wildsachsener Straße 2
(Diedenbergen)

4 Steine

Familie Leopold
Langenhainer Straße 14
(Wallau)

3 Steine

Familie Levi
Bleichstraße 12
(Wallau)

3 Steine

4. Verlegung am 10.05.2010

Langenhain und Wallau

Lina Beer
Am Jagdhaus 17
(Langenhain)

1 Stein

Familie Thalheimer
Wiesbadener Straße 8
(Wallau)

5 Steine

Familie Aron
Bachgasse 4
(Wallau)

13 Steine

Familie Falk
Taunusstraße 25
(Wallau)

5 Steine

Die sechs Steine der fünften
und letzten Verlegung in
Hofheim:

Eduard Wieseneck,
Ferdinand Schwarz,
Familie Lipmann (4 Steine).

Gunter Demnig bei der Verlegung der ersten
Hofheimer Stolpersteine am 22.04.2008



Biografische Informationen
und Abbildungen zu den ver-
legten Steinen sind der Inter-
netseite der Stadt Hofheim
[www.hofheim.de/Stadtportrait/
Stolpersteine](http://www.hofheim.de/Stadtportrait/Stolpersteine)
zu entnehmen oder über das
Stadtarchiv Hofheim,
Chinonplatz 2,
65719 Hofheim,
Tel.: 0 61 92 / 96 65 50,
gegen einen Unkostenbeitrag
zu beziehen.



Seligmann Baer

Niederhofheim

Ihr Anschlag war gar schnell gemacht.
Sie wählten sich zum Führer ihn, der 's geplant und ausgedacht,
Vincenz, den Volksaufrührer.
Ein böser Schalk, ein schlimmer Gast,
So schlechte gibt's nur wenig.
Uns ward er eine große Last,
Doch ihnen ward er König.
(Aus dem „Vintz-Hanß-Lied“ s. S. 77)

Flüchtlinge aus Frankfurt, so wird mit gutem Grund vermutet, mehrten zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Zahl der Mitglieder der Jüdischen Gemeinde beträchtlich. In der Freien Reichsstadt kam es um 1610 – damals lebten hier 2200 Juden bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 20 000 – zu sozialen Unruhen.

Wirtschaftliche Engpässe und Teuerungen leerten die Beutel und erhitzen die Gemüter. Die Schuld für die engen Verhältnisse wurde den regierenden Patrizierfamilien angelastet. Die jüdischen Kaufleute, unliebsame Konkurrenz der christlichen Zünfte, waren erst in

zweiter Linie Zielscheibe der Unzufriedenen.

Als im Juni 1612 Erzherzog Matthias in Frankfurt zum Römischen Kaiser gekrönt wurde, warfen die Zunftvorsteher der Stadtregierung Versäumnisse vor. Üblicherweise wurden bei Krönungen die städtischen Privilegien neu ausgehandelt. Dabei waren auch Änderungen und Verbesserungen möglich. Der Magistrat hatte aber nur sich selbst privilegieren lassen und die Interessen der Bürgerschaft schlichtweg mißachtet. Mit dem Kaiser oder seinen Hofschranzen streiten ging nicht. Matthias war sofort nach seiner Krönung abgereist. Also blieben einzig die Patrizier als Gegenstand des Unmuts. Doch die hielten die Bürger hin.

Das Ergebnis:
Die Auseinandersetzung radikalisierte sich. Vinzenz Fettmilch, ein Lebkuchenbäcker, nutzte die Gunst der Stunde, um sich an die Macht zu schwingen. Im Advokaten Weitz fand er einen trüben Bundesgenossen. Schulden plagten den Juristen. Mit ei-

nem brutalen Streich hoffte er sich seiner jüdischen Gläubiger entledigen zu können.

Das finstere Duo fand in den Zünften und anderswo im Handumdrehen Spießgesellen. Nun hieß es lautstark, die Juden seien an allem Schuld. Unnütz und verderblich für die Stadt wären sie. Ihre Zinsen seien Wucher, man müsse sie vertreiben. Der Magistrat berief sich auf Stättigkeit (Anmerkung: Seit dem 14. Jahrhundert Bezeichnung für das Aufenthaltsrecht in bestimmten Städten; die Frankfurter Stättigkeitsordnung ist mit dem Jahre 1366 datiert) und kaiserliche Privilegien.

Fettmilch, Weitz und die Zünfte ließen sich nicht darauf ein. Sie setzten in Umlauf, Juden hätten von der Stadtregierung Geld bekommen, damit diese es an Christen zu Wucherzinsen verleihen. 1614 kam es zum Aufstand. Zuvor hatten schon viele Patrizier aus Angst die Stadt verlassen. Die Wut der Zünfte entlud sich an den Juden. Fettmilch trommelte seine Spießgesellen zusammen

und marschierte am 14. August 1614 zum Judenviertel. Plündernd und mordend zog die Horde durch das Judenviertel. Wer überlebte, flüchtete.

Die neuen Herren der Freien Reichsstadt merkten bald, wie sehr sie sich übernommen hatten. Fettmilch stand ziemlich isoliert da. Advokat Weitz, finanziell wieder gestärkt, hatte sich unmittelbar nach dem Überfall auf das Judenviertel abgesetzt. Die anderen Marodeure erfreuten sich der Beute und kümmerten sich nicht um die Geschicke der Stadt. Kaiser Matthias setzte die Mittel der Diplomatie ein. Er wollte schließlich Frankfurt sämtliche Privilegien entziehen. Das stärkte die Stellung des alten Rates und ließ die Herrschaft der Aufständischen in sich zusammenbrechen.

Fettmilch und andere Rädelsführer wurden festgenommen. Nach dem eingangs zitierten "Vintz-Hanß-Lied", einer jüdisch-deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts, faßte man einige Aufrührer in Höchst und Rüsselsheim. Der Lebkuchenbäcker und ein Teil

seiner Mitläufer wurden hingerichtet. Unter dem Schutz kaiserlicher Truppen wurden die Vertriebenen in einem feierlichen Zug wieder nach Frankfurt geholt. Die Stadt mußte ihnen den Schaden ersetzen.

Am 3. Januar 1617 bestätigte der Kaiser die in 118 Artikeln neu formulierte „Judenstätigkeit“ und stabilisierte damit die Rechtssituation der Frankfurter Juden bis zum Ende des Alten Reiches. Dennoch: Der Schock saß tief. Viele blieben in ihren Zufluchtsorten, auch die nach Niederhofheim Geflüchteten blieben. Sie mochten nicht an den "hellen Tag" des "Vintz-Hanß-Liedes" glauben.

Die Gemeinde zählte in der Mitte des 18. Jahrhunderts 50 Familien, von denen einzelne in Ober- und Unterliederbach wohnten. Die Dörfler der Umgebung nannten Niederhofheim deswegen auch "Judenhofheim". Neben Flörsheim war hier die einzige Gemeinde im heutigen Kreisgebiet, die als reich und groß galt. Das heißt, in Flörsheim durften durch kurmainzische

Beschränkung nur 14 Familien leben. Dennoch bauten die Flörsheimer eine Synagoge, die sie 1718 einweihten. Wohl 1669 errichteten die Niederhofheimer ihre Synagoge auf einem Grundstück der Ortsherrschaft. Sie erinnern – sofern sich das auf dem einzig existenten Foto erkennen läßt – in überraschender Weise an einen barocken, christlichen Sakralbau.

Der verhältnismäßig schnelle Niedergang der Gemeinde läßt sich mit der leider nur tröpfchenweise überlieferten Geschichte des Gebäudes schildern. 1853 ist die Synagoge baufällig. Der Gemeinde fehlt das Geld für Renovierungen. Nur noch 16 jüdische Familien leben Mitte des 19. Jahrhunderts in Niederhofheim. Deshalb dürfte es für die geschrumpfte Gemeinde ein schwerer Schlag gewesen sein, als sich 1848 die Sodener von ihnen trennten und ihre eigene Synagoge errichteten. Das ging auf den Frankfurter Handelsmann und Bankier, Amschel Mayer Freiherr von Rothschild (1773-1855), zurück. Der vermißte bei seinen

Sommeraufenthalten in Soden eine Synagoge.

Mit einem Freiherrn von Rothschild im Rücken ließ sich die kleine jüdische Gruppe in Soden zu hochfliegenden Plänen verleiten. Ein Prachtbau in bester Lage sollte es werden. Doch die Behörden genehmigten bloß ein Häuschen in der Altstadt, das sich von anderen Häusern nicht unterscheiden sollte.

Eingefügt sei noch, daß eine Synagoge kein Gotteshaus und kein heiliger Ort im christlichen Sinne ist. Das griechische Wort geht auf Bet Hakenesset, Haus der Versammlung, zurück. Somit ist die Synagoge Ort des Gebetes, des Lehrens und Lernens, der Gastlichkeit und Gerichtsort.

Somit kann jeder Ort an dem ein Thoraschrein steht, ein Ewiges Licht (Ner Tarnid) brennt und sich ein Minjan (zehn religionsmündige Männer) trifft, zur Synagoge werden. Heilige Orte gibt es im Judentum nur drei: der ehemalige Tempel zu Jerusalem, die Friedhöfe (deswegen war das

Anlegen eines Friedhofes die wichtigste Aufgabe einer jüdischen Gemeinde) und das Land Israel.

Rabbiner, Lehrer oder Vorbeten sind eigentlich nicht vonnöten. Jeder Religionsmündige kann diese Aufgaben übernehmen. Dennoch erlangten im 19. Jahrhundert Religionslehrer und Vorbeter wesentliche Bedeutung, was vielleicht mit einer Säkularisierung des Alltags zusammen hängen mag. Trotzdem: Das Volk des Buches will sicherstellen, daß auch die Kinder und Kindeskin der fähig sind, die Heilige Schrift im Original zu lesen. Außerdem soll der Lehrer die Grundlagen der Religion vermitteln und dazu gehören beispielsweise eine Vielzahl Segensprüche, die jede Lebensäußerung begleiten.

Dadurch wird verständlich, warum es in Niederhofheim – wie auch anderswo – immer wieder ein merkwürdiges Gerangel um diesen Posten gibt.

1825 bewarb sich ein Russe in Niederhofheim als Religionslehrer. Der Mann bekam keine Chance, weil er Ausländer war. 1844 griffen die Niederhofheimer zu, wissend, daß sie ein gelehrtes Juwel ergatterten: Seligmann Baer. Kurz zuvor hatte eine andere Gemeinde Baer abgelehnt. Der sei viel zu jung und außerdem habe er wohl nicht die nötige Kraft zum Vorsingen. Sechs Jahre, bis 1850, blieb Baer in Niederhofheim.

Seligmann Baer stammte aus Biebrich. Dort wurde er am 18. September 1825 als Sohn des Schutzjuden Löb Baer geboren. In seiner Jugend studierte er bei zwei Rabbinern Bibel und Talmud. Der Herzog von Nassau stattete ihn mit einem Stipendium aus, damit der Biebricher profane Sprachen studieren konnte. 1843 bestand Seligmann Baer sein Lehrerexamen.

In seiner Freizeit widmete sich Baer einer umfassenden wissenschaftlichen Betätigung. Der große Kenner der Massora (die traditionelle Gestalt des Bibeltextes, die von Gelehrten (Massoreten) vom 7. bis 10.

Jahrhundert durch Vokalisation (Punktation der Konsonantschrift), Akzentuation, Einteilung in Verse und Abschnitte festgelegt ist] arbeitete eng mit der berühmten hebräischen Druckerei des Wolf Heidenheim in Rödelheim zusammen. Einige Publikationen Baers wurden dort veröffentlicht.

Baer war Ehrendoktor der Universität Leipzig und korrespondierendes Mitglied der deutschmorgenländischen Gesellschaft. Der preußische König zahlte ihm eine Jahresrente. 1882 ernannte ihn seine Heimatstadt Biebrich zum Ehrenbürger. Dort war er von 1856 bis zu seinem Tode am 27. September 1897 Religionslehrer und Vorsänger.

Die schwache Finanzlage der Niederhofheimer Gemeinde wirkte sich auf das Anstellen der Religionslehrer aus. Einen eigenen Religionslehrer hatten die Niederhofheimer seit 1857 nicht. Die Kinder wurden von Kronbergern beziehungsweise von Königsteinern unterrichtet. Dennoch war der Unterricht äußerst umfangreich, wie ein

Dokument aus dem gleichen Jahr deutlich macht: sonntags, 13 Uhr, Religion; 14 Uhr, Thoraübersetzung; 15 Uhr, hebräische Sprache; 16 bis 17 Uhr, Biblische Geschichte; mittwochs, 13 Uhr, Religion; 14 Uhr, Gebetsübersetzung; 15 Uhr, biblische Geschichte; 16 bis 17 Uhr, Leseübung und Segenssprüche.

Finanzielle Nöte plagten auch die Israelitische Kultusgemeinde in Höchst. Betuchte Mitglieder waren weggezogen und so konnte man neun Monate lang keinen Religionslehrer finanzieren. Der Höchster Gemeindevorstand sah eine Rettung: Zwei nicht sehr bemittelte Gemeinden sollten sich zusammenschließen. Die Höchster dachten an die Niederhofheimer Jüdische Gemeinde als Filialgemeinde. Ein entsprechender Antrag wurde am 25. Juli 1869 geschrieben und an Bezirksrabbiner Dr. Samuel Süskind nach Wiesbaden geschickt. Der Bezirksrabbiner war gegen den Höchster Wunsch. Der Israelitischen Kultusgemeinde in Höchst wurde Salomon Turksmar aus Leeu-

warden (Niederlande) zugeteilt. Doch der ging nach einem Monat schon wieder. Niederhofheim bekam zunächst den Lehrer Kohn aus Heddernheim, dann Mannheimer aus Okriftel. Am 31. Mai 1873 gab es für Höchst, Soden und Niederhofheim einen gemeinsamen Lehrer: Samuel J. Jakob, dem aber bereits am 15. Oktober Emanuel Wormser aus Bad Homburg folgte. Deutlich wird erneut: Schuld an der Misere war das liebe Geld. Wormser bekam jährlich 250 Gulden. Nicht viel. Darum wollte der Nassauische Kultusfonds eine zusätzliche Unterstützung zahlen. Durch Wegzug, man kann es sicher Landflucht nennen, dezimierte sich die Zahl der Niederhofheimer Gemeindeglieder beständig. Im Dorf gab es 1885 nur noch ein schulpflichtiges jüdisches Kind.

Legendenhaft ausgeschmückt ist, wie es zum jüdischen Familiennamen Niederhofheim kam. Im 18. Jahrhundert soll ein Frankfurter jüdisches Ehepaar von Seltsamem heimgesucht worden sein. Kurz nach

der Geburt starben seine Kinder. Ein Rabbiner gab den Rat, das Paar solle wegziehen. Die Eheleute nahmen die Empfehlung ernst und zogen nach Niederhofheim. Ein Sohn kam zur Welt und blieb am Leben. Als die Juden bürgerliche Namen annehmen mußten, nannte sich das Paar aus Dankbarkeit Niederhofheim.

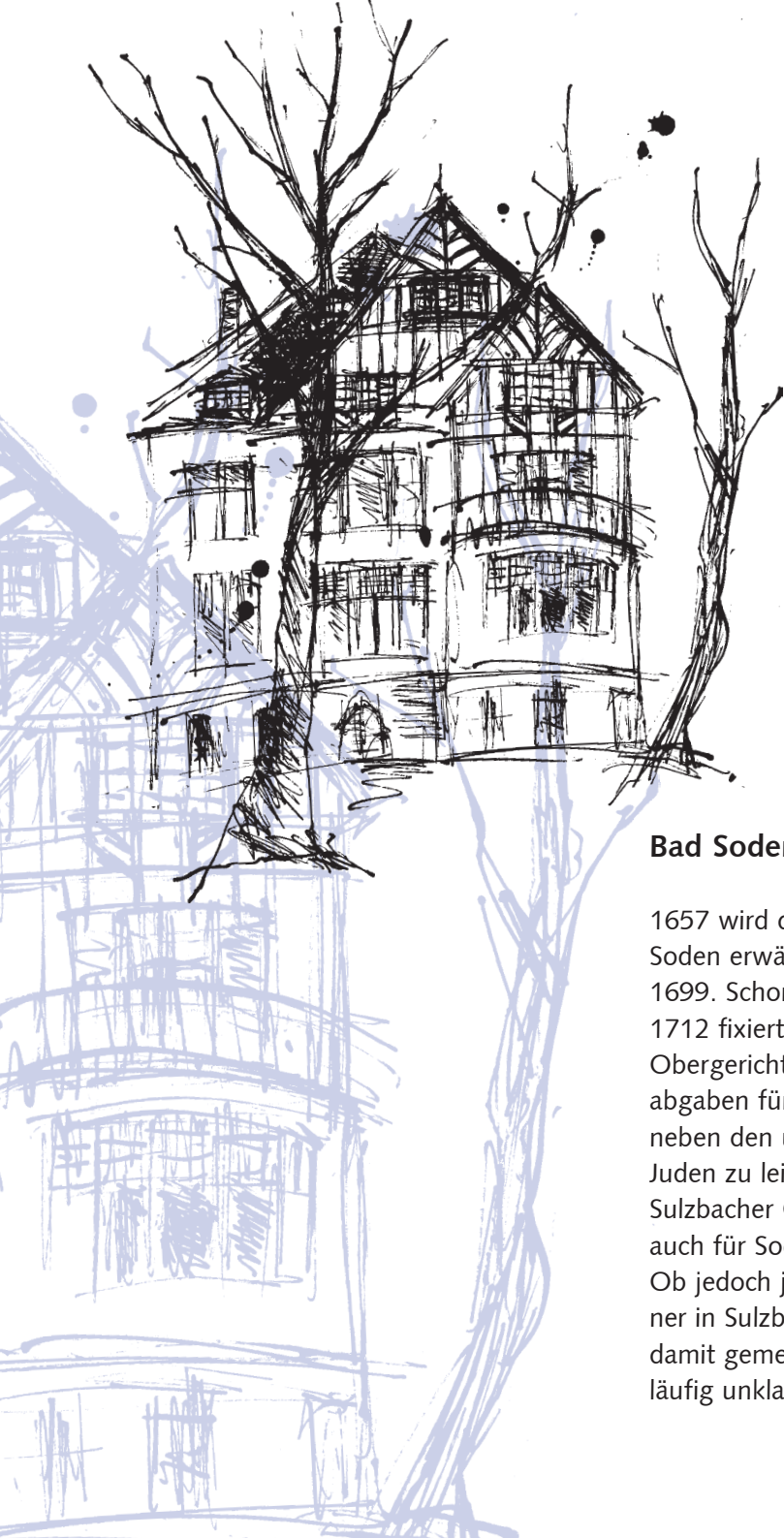
Besagtes Kind ist vermutlich Salomon Niederhofheim (1786-1849). Sein Sohn Benjamin Niederhofheim sollte einer der populärsten Männer in den Frankfurter Gemeinden werden. Er war Vorsteher der Kippe [eine Bruderschaft] und als Mohel [Beschneider] tätig. Benjamin Niederhofheim besaß die größte Privatbibliothek Frankfurts, er war von bedeutsamer talmudischer Gelehrsamkeit.

An der Feldstraße, unmittelbar in der Nähe der Kulturscheune, gab es einen uralten Sammelfriedhof für die Gemeinden Höchst, Soden, Hofheim, Hattersheim und Okriftel, angelegt möglicherweise bereits um 1322. Im Jahre 1683 verfaßten Juden aus Königstein und Niederhofheim gemeinsam mit den beiden Höchstern Seligman und Jakob ein Bittgesuch. Sie wollten in Höchst einen Friedhof anlegen. Der Wunsch wurde abgeschlagen, denn in Höchst sei dafür kein Platz. Warum man diese Stadt für den Friedhof auserkoren hat, bleibt unklar. Obendrein wird der Niederhofheimer Friedhof 1675, also fünf Jahre vor dem Gesuch, erstmals erwähnt. 1864 war auf dem alten Friedhof die letzte Beerdigung. Das 2238 Quadratmeter große Gelände wurde 1873 geschlossen und nach 1933 planiert. Heute ist dort ein Bolzplatz. Die Gemeinde legte 1873 einen neuen Friedhof am Dorfausgang an. Er war einzig für Niederhofheimer bestimmt. Heute gibt es dort nur noch acht Grabsteine, die mit ihrem ursprünglichen Standort offenbar nichts mehr zu tun haben.

Zwei der Steine tragen die Sterbedaten 1850 und 1862. Von 1873 an hatten die Juden von Hattersheim, Höchst, Hofheim, Okriftel und Soden eine eigene Begräbnisstätte in Soden. 1908 löst sich die Jüdische Gemeinde Niederhofheim auf. Die Synagoge wird später, womöglich in der Inflationszeit, an die Niederhofheimer Mühle verkauft. Abgerissen wird das Gebäude erst 1962 / 63. Die letzte Familie jüdischen Glaubens verließ 1935 das Dorf.

Rechts die Wand der 1963 abgerissenen ehemaligen Niederhofheimer Synagoge





Bad Soden

1657 wird der erste Jude in Soden erwähnt. Fünf sind es 1699. Schon am 29. August 1712 fixiert das Sulzbacher Obergericht, welche Sonderabgaben für die Gemeinde – neben den üblichen Steuern – Juden zu leisten haben. Das Sulzbacher Obergericht war auch für Soden zuständig. Ob jedoch jüdische Anwohner in Sulzbach oder Soden damit gemeint sind, muß vorläufig unklar bleiben.

Bislang konnte kein Nachweis erbracht werden, daß Juden im 17. und 18. Jahrhundert in Sulzbach lebten. Im Gerichtsprotokoll heißt es: „Das Geläut betr. Georg Petermann ist gedungen. Abends um 8 Uhr, so dann morgens um 4 Uhr von Michaelis biß auf den alten Peterstag zu läuten und bekommt dißfalls fünf Gulden und von denen Juden drey Schapfen Oehl.“ Ein anderer Eintrag vom 20. Januar 1721 reglementiert jüdische Einwohner: „Die Juden sollen auf Sonn- und Feyertäg bei einem halben Gulden Straff nicht ausm Dorff gehn, auch auf diese Tag kein Holz hauen, deßgleichen bei einem Gulden Straff bey der Nacht onbesichtigt kein Vieh schlachten.“

1745 lebten sieben jüdische Familien in der späteren Kurstadt. Schon 1762 gab es eine Synagoge, die wurde jedoch um 1780 geschlossen, weil es keinen Minjan mehr gab. Die Sodener mußten ins reichsritterliche, somit ausländische Niederhofheim, zur Synagoge gehen. 1786 bis 1789 lebten sechs, völlig verarmte jüdische Familien in Soden. Weil sie das

Schutzgeld nicht mehr zahlen konnten, sollten sie ausgewiesen werden.

Die Situation änderte sich, als man in nassauischer Zeit die Bedeutung der Salzquellen – bekannt waren sie schon seit dem 13. Jahrhundert – entdeckte. Einen Großteil seiner Popularität im 19. Jahrhundert verdankt der Ort dem Arzt **Dr. Salomon Friedrich Stiebel** (1792-1868). Er entstammte einer alten jüdischen Familie aus Frankfurt.

Einziges Buch bis zu seinem achten Lebensjahr: die Hebräische Bibel. Erst in der Schule lernte der Junge richtig Deutsch. Seine außergewöhnliche Begabung blieb nicht verborgen. Er wurde aufs Gymnasium geschickt und studierte später in Heidelberg und Göttingen. Zunächst Philologie, dann Medizin.

Stiebel war Leiter des Israelitischen Krankenhauses in Frankfurt und Mitbegründer der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft im Jahre 1817. Wissenschaftliche Publikationen machten ihn

bekannt. Am 20. Januar 1828 ließ er sich protestantisch taufen. Dadurch wurde es ihm möglich, Abgeordneter der Frankfurter Gesetzgebenden Versammlung zu werden.

Für seine Verdienste um Bad Soden wurde Stiebel zum Herzoglich Nassauischen Geheimen Hofrat ernannt. Der Mediziner sorgte unter anderem für das Einfassen der Quellen und war Kurarzt. 1840 erschien sein Buch „Soden und seine Heilquellen“. Soden wurde mehr und mehr als Ort der Ruhe und Erholung entdeckt.

Die Stille, die Quellen, die bauerliche Idylle zogen vor allem die Frankfurter an.

Auch Amschel Meyer Freiherr von Rothschild (1773-1848) weilte mehrere Sommer in Soden. Er vermißte dort allerdings eine Synagoge. Die Sodener Juden wandten sich an die Behörden und stießen zunächst auf blanke Ablehnung. Für ‚Kurfremde‘ sei keine Synagoge nötig.

Nach 1840 konnte eine bescheidene Synagoge einge-

richtet werden. Ursprünglich sollte alles etwas prächtiger und in schönerer Lage sein. Doch mußte man sich mit einem Haus in der Neugasse begnügen. Auch durfte sich das Gebäude in keiner Weise von anderen abheben.

Da es offiziell keine Gemeinde in Soden gab, war das Grundstück auf den Namen Lazarus Meyer eingetragen.

Legende wurde der letzte der Frankfurter Rothschilds: Wilhelm Carl, genannt Baron Willi. Zur Welt kam er am 10. Mai 1805 in Neapel. Im Gegensatz zu seinem Vater Carl Mayer von Rothschild (ursprünglich einer der berühmten „Fünf Frankfurter“, dann nach Neapel ausgewandert), war Baron Willi an allem Jüdischen interessiert. Der Vater engagierte einen getauften Rabbiner – eine mehr als abenteuerliche Gestalt – damit der Sohn Hebräisch lerne. Der Getaufte machte seinen Schüler zum orthodoxen Juden.

Darob erschrocken, schickte der Vater den Filius nach Frankfurt zum kinderlosen Onkel Amschel von Rothschild (1773-

1855). Zu ändern war nichts mehr. Zeitlebens blieb Baron Willi ein Mensch von extremer Frömmigkeit, die durch aus skurrile Züge hatte. Bankgeschäfte waren das, was Baron Willi am wenigsten interessierte.

Deshalb ist es für ihn wohl ein ziemliches Unglück gewesen, als er mit 58 Jahren Alleinhaber des Frankfurter Bankhauses M.A. von Rothschild & Söhne wurde.

Lapidar merkt der Chronist Paul Arnsberg an: „In dieser Zeit sank die Geschäftsbedeutung (...) beträchtlich.“ Öffentliche Funktionen waren dem Frommen ebenso zuwider wie das Wirtschaftsleben. Statt dessen unterhielt er ein eigenes Sekretariat, das Almosenwünsche aus der gesamten jüdischen Welt bearbeitete. Damit das Geld an die richtigen Stellen kam, hatte das Sekretariat weltweit Kontrollorganisationen. Doch die letzten Entscheidungen lagen bei Baron Willi. Herzenssache war ihm die Unterstützung der Armen im Heiligen Land, obgleich er den Zionismus ablehnte.

Das Geld floß unter dem Stichwort "Ein Wohltäter aus Hessen-Nassau" nach Jerusalem. Als Willi von Rothschild entdeckte, daß immer der gleiche Ort im Absender stand, verfügte er, man solle die Gelder unter wechselnden Ortsangaben verschicken, damit die Anonymität gewahrt bliebe. Um 1880 entschied Baron Willi in Soden eine Kuranstalt für arme Israeliten zu gründen.

Das Haus in der Dachbergstraße wurde 1888 eröffnet. Der von unzähligen hochverehrte Baron Willi starb am 15. Januar 1901. Über 20000 Menschen begleiteten den Sarg. Im Memorbuch der Frankfurter Gemeinde wurde eingetragen: „Das ganze Haus Israel beweint den Brand, den der Ewige entfacht hat. Er wurde genannt mit dem Namen Baron Wilhelm von Rothschild, dessen Andenken als Gerechter gesegnet sei.“

Die Kuranstalt für arme Israeliten hatte einen Arzt, der auch für die Zivilgemeinde Soden eine bedeutsame Persönlichkeit gewesen ist:

Dr. Markus Max Isserlin (1874-1965). Er war Mitbegründer des Inhalatoriums, Vorstand des Ärztevereins, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde und im Gemeinderat der Zivilgemeinde. Der Mediziner entstammte einer ruhmreichen Rabbinerdynastie.

Auf dem 1873 eingerichteten Jüdischen Friedhof erinnert ein Grabstein aus vergänglichem Sandstein an des Arztes Vater, der 1911 in Soden starb:

„Raw Israel Jehoshua Ben ha Raw Rabbi Jona Isserlin aus Sluzk.“ Bedeutsamster Vorahre der Isserlins: Moses ben Israel (Isserles, Isserlin) genannt Ramo (1525-1575) aus Krakau, der wiederum mit den zeitgenössischen Autoritäten Rabbi Meir Katzenelbogen (1480-1565) aus Padua und Rabbi Salorno Luria (1510-1573) aus Lublin verwandt war.

Nicht zuletzt durch das Auftreten Martin Luthers (1483-1546) war das Judentum in eine Krise geraten. Des Reformators Erscheinen wurde dankbar begrüßt, manche billigten ihm gar messianische und eschatologische Attribute zu.

Die Ernüchterung ließ nicht auf sich warten. Die Juden gerieten zwischen die brutalen Mühlsteine des Streits der Konfessionen. Als Luther seine Hoffnung aufgeben mußte, Juden für seine Lehre zu gewinnen, formulierte er 1543 eine Schmähschrift, die schon die Sprache des „Stürmers“ der Nazis spricht: „ ... disputire nicht viel mit den Juden von den Artickeln unsers Glaubens; sie sind von Jugend auf also erzogen mit Gift und Grol wider unsern Herrn.“

Der Theologe fordert eine „scharfe Barmherzigkeit“ und was er darunter verstand, läßt schauern. Synagogen sollen niedergebrannt und jüdische Häuser abgerissen werden. Gebetbücher und Talmud, so Luther, müßten ebenfalls Flammen anheim gegeben werden. Rabbiner dürften nicht mehr unterrichten und ja, auch Zwangsarbeit steht in Luthers „Barmherzigkeits-Katalog“. Ein falscher Messias sorgte zur gleichen Zeit für weitere Unruhe in der Judenheit.

Rabbiner Joseph ben Ephraim Caro (1488-1576) aus Toledo gab mit seinem Werk „Schulchan Aruch“ (Gedeckter Tisch) neue Impulse. Der Krakauer Moses ben Isserlin schrieb dazu Ergänzungen und Kommentare, die er „ha- Mappa“ (Das Tischtuch) nannte. Damit war allerdings ein liberales Streben für Juden unbunden.

Ein anderer ruhmreicher Nachkomme, Moses Mendelssohn (1729-1786) – seine Mutter war eine Isserlin – beschritt rund 200 Jahre später einen entgegengesetzten Weg. Er wollte das Judentum öffnen. Sein Sohn Abraham (1776-1835) zog daraus und aus öffentlichem Druck Konsequenzen: Er ließ sich und seine Kinder taufen. Moses' Enkel, Felix Mendelssohn Bartholdy (1809-1847), ist sich seiner Abstammung bewußt gewesen.

Den kaschierenden Namenszusatz „Bartholdy“ ließ er im Ausland weg. Am 8. Juli 1829 schrieb Abraham seinem Sohn deswegen nach London. Der bisher kaum beachtete Brief offenbart, daß dem Vater die

Taufe nicht leicht fiel. Unerschwellig scheint Abraham Mendelssohn Bartholdy zu fürchten, der Sohn könne diese Entscheidung für das Christentum nicht völlig akzeptieren.

Bitterkeit muß den Mann erfüllt haben: Der sonst so getreue und aufrichtig liebende Sohn gibt keine konkrete Antwort, er weicht aus.

Schwester Rebekka (1811-1858) unterschreibt zwei Briefe an ihren Bruder gar mit: „Deine Schwester Rebekka Mendelssohn, meden (griechisch „nie“) Bartholdy.“ Zurück nach Soden. Dies mit der Anmerkung, daß nicht nur die beiden arbeitsreichen Sommer 1844 und 1845 den Ort mit dem Komponistennamen verbindet. Auch entfernte Verwandte des Genialen sind in späterer Zeit für Soden tätig gewesen. In den berühmten Sodener Sommern schrieb Mendelssohn unter anderem an seinem Oratorium „Elias“, sein B-Dur-Streichquartett vollendete er hier ebenso wie das berühmteste aller Violinkonzerte der Romantik, jenes in e-Moll, Opus 64.

Im Dritten Reich endete auch in der Kurstadt jüdisches Leben. Im Main- Taunus-Kreis gibt es kaum vergleichbare Exzesse, wie sie sich in Soden beim Novemberpogrom 1938 abspielten.

Die Kuranstalt für arme Israeliten wurde zertrümmert und anschließend niedergebrannt. Die Patienten aus den Betten gerissen und vertrieben. Sie fanden zunächst Aufnahme bei Pfarrer Wilhelm Dapper, der sie gemeinsam mit Dr. Markus Max Isserlin zum Bahnhof brachte. Das Haus des Arztes wurde angezündet, dann aber gelöscht, weil man um die Nachbarhäuser fürchtete.

Völlig zertrümmert wurde das Innere der Synagoge, Kultgegenstände auf die Straße geworfen. Im Haus eines Juden gab es ein wüstes Saufgelage. Einer der Mordbrenner: der Sodener Bürgermeister. Die Parteiorgane achteten damals noch auf den Schein, einige Rädelsführer mußten sich verantworten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg standen einige Sodener wegen des Treibens vor Gericht. Dr. Markus Max Isserlin flüchtete mit seiner Frau über Frankreich nach England. Dort lebte sein Sohn seit 1933; denn als Jude durfte er bereits damals schon nicht mehr promovieren.

Verdienste um Soden erwarb sich auch Familie Reiss. Kommerzienrat Ennoch Christoph Reiss (1802-1885) besuchte Soden des öfteren im Sommer. 1839 ließ er sich am Ort seiner Sommerfrische ein Haus bauen. Reiss trat zum evangelischen Glauben über und heiratete eine Nichtjüdin. Sein Sohn Justizrat Paul Emil Reiss (1846-1926) stiftete 1908 die Orgel in der evangelischen Kirche. Dr. Adolf Reiss (1877-1964) engagierte sich in der Fürsorge und im Kinderschutz. Reiss selbst war ledig. Nach seinem Tode vermachte er das „Haus Dr. Reiss“ der Stadt Bad Soden.

* Als Soden im 19. Jahrhundert Badeort wurde, gab es eine Zuwanderung von Juden. Die Genehmigung der 1. Synagoge in Soden war außer Kraft getreten, als es weniger als 10 jüdische Männer in Soden gab.

Von 1834 -1849 kämpften Sodener Juden in vielen Schreiben an die Regierung um die Wiedezulassung einer Synagoge in Soden und die Trennung der Sodener Juden von den Niederhofheimern. Es gab dann die Auflage, dass die Synagoge sich von normalem Wohnraum äußerlich nicht abheben durfte. In der Neugasse in einem Doppelhaus wurde die Synagoge in der linken Hälfte mit Frauenempore eingerichtet unter Weglassung der Zwischendecke.

Das Rundfenster durfte von der Straße aus nicht sichtbar sein; es kam auf die entgegengesetzte Hausseite.

Es gab einen gemeinsamen Eingang mit der Familie, der die rechte Haushälfte vermietet wurde.

Die nachbarliche Beziehung war gut. Dieses Leben unter einem Dach verhinderte die Niederbrennung am 10.11.1938, zumal die resolute Mutter auf der anderen Seite sich nicht von der SA einschüchtern ließ. Der Mob konnte nur Synagogeninventar auf der Straße verbrennen.

Die Stadt hat das Doppelhaus nach einigen Jahren gekauft und nicht erhalten. 1986 wurde stattdessen eine Seniorenwohnanlage gebaut.

Der jüdische Sammelfriedhof in Bad Soden wurde nach 1939 nicht mehr belegt.

Das Land dazu wurde 1870 erworben und lag damals außerhalb der Gemeinde Soden. Mit nur 13 Meter Breite und 150 Meter Länge sind die insgesamt 288 Gräber nach Südosten in Richtung Jerusalem hingeeordnet. Bestattet wurden Juden aus Höchst, Unterliederbach, Hattersheim, Okriftel, Hofheim und Soden und 56 Kurgäste. Am 10.11.1938 wurde die Leichenhalle zertrümmert, auch etliche Grabsteine. 1960 wurde die

jüdische Gemeinde in Wiesbaden Eigentümerin dieses wie durch Wunder erhaltenen Friedhofes; die Pflege obliegt der Stadt Bad Soden. 1986 wurde in einem Staatsvertrag zwischen dem Land Hessen und dem Landesverband der jüdischen Gemeinden der Friedhof zum gemeinsamen Kulturerbe erklärt.

Den Schlüssel zum Friedhof kann man sich bei der Stadt auf dem Bürgerbüro ausleihen. Führungen erfolgen am Tag des offenen Denkmals am 2. Sonntag im September und auf Wunsch durch Frau Dr. Dietmut Thilenius.

Die 1. Stolpersteinverlegung erfolgte in Bad Soden am 30.08.2011 vor dem Haus der Villa Aurora, Alleestr. 24, mit den Namen von Rosa und Markus Grünebaum, die dort gelebt hatten und in die Vernichtung deportiert wurden. In England lebende Nachkommen haben diese Gedenksteinverlegung ermöglicht und waren zur Erinnerungsfeier gekommen. Auf diesen zwei Stolpersteinen steht unter Anpassung ins Englische der Name Grunebaum.



Dr. Dietmut Thilenius im Gespräch mit Pfarrer Andreas Heidrich im Ev. Gemeindehaus in Bad Soden anlässlich der Ausstellung „Stationen des Holocaust und Rassismus heute“ (2013).



Wallau

Die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde lebten in Breckenheim, Delkenheim, Diedenbergen, Langenhain, Massenheim und Nordenstadt.

Eine Erhebung aus dem Jahre 1782 zeigt, daß in den angeschlossenen Kommunen teilweise mehr Juden lebten als in Massenheim. Dort waren

es 23 Menschen, in Breckenheim 38, in Langenhain 11 und in Diedenbergen ebenfalls 11. So ist es einleuchtend, daß Breckenheim von 1782 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine eigene Gemeinde mit eigener Synagoge hatte.

Dieser Gemeinde waren die Ortschaften Langenhain, Medenbach und Wildsachsen angeschlossen. Auch in Massenheim gab es 1832 Bestrebungen, sich von Wallau zu trennen, was jedoch nicht geschah.

Die Geschichte der Jüdischen Gemeinde ist eine Geschichte armer Leute, wie es überall im heutigen Landkreis der Fall ist. Mühsam ernährten sich Juden von Vieh- und Kramhandel. Symptomatisch ist, was David Baruch in seinem 76. Lebensjahr geschah. Der betagte Mann lebte mit seinen beiden Kindern zusammen.

Den Schutzbrief hatte man ihm 1771 erteilt. Am 23. Februar 1807 berichtet der Massenheimer Schultheiß dem Herzoglichen Amt Wallau, daß David Baruch von 1803 bis 1806 kein Schutzgeld gezahlt hat. Dadurch hatte David Baruch einen enormen Schuldenberg von 100 Gulden und 40 Kreuzern auf seinem Haupt angesammelt. Unbekannt ist, wie der Fall ausging.

Fehlendes Geld ist wohl auch der Grund gewesen, warum die Massenheimer sich von den Wallauern trennen wollten. Die Synagoge, untergebracht in einem Privathaus, war zu klein geworden. Baruch Lekus aus Massenheim drängte 1832 zum Umbauen und Vergrößern. Der Wallauer Gemeindevor-

steher Gumbel Elias sah die Notwendigkeit ein. Allein es fehlte das Geld. Wenigstens für den Religionsunterricht fand die Gemeinde eine Lösung. 1857 bat die Gemeinde, den Unterricht für jüdische Kinder in den Schulsaal verlegen zu dürfen. Das wurde erlaubt.

Ein Jahr später ist der Wiesbadener Oberrabbiner Dr. Samuel Süßkind auf einer Inspektionsreise. Sein Urteil über Wallau und Breckenheim ist vernichtend und trostlos zugleich. Die Synagoge sei nichts als eine „gemietete Stube.“ Sie befände sich „in aller und jeder Beziehung in einem erbärmlichen Zustand. Daß in solchen ungünstigen Localitäten Andachtslosigkeit und infolge dessen Unordnungen aller Art an der Tagesordnung sind, ist kaum zu verwundern.“

1885 wollte die Regierung das baufällige Häuschen sogar schließen und empfahl, was Leute am Grünen Tisch rasch empfehlen, man solle es abreißen. Der Kultusvorsteher erklärte, daß die Gemeindeglieder für einen Neubau kein Geld aufbringen könnten.

Schließlich wurde ein Umbau genehmigt und 1886 ausgeführt.

Von 1839 bis 1881 ist der Wallauer David Falk (1815-1885) Religionslehrer gewesen. Bei seinem zweiten Besuch 1. Juli 1859, begutachtet Oberrabbiner Süskind Falks Leistung und ist mit ihm durchaus zufrieden. Hingegen bekommt der Gemeindevorsteher ein ziemlich schlechtes Zeugnis ausgestellt. Unzufrieden ist Süskind auch mit der „ganzen Gemeinde, die überhaupt auf keiner hohen Stufe der Bildung steht.“

Um Lehrer David Falk rankt sich eine Legende. Zu später Stunde wanderte er von Langenhain durch den Wald heimwärts. Im „Wallauer jungen Stück“, damals standen dort große Eichen, nahm Falk einen Lichtschein wahr. Ein kleines, graues Männchen winkte ihn herbei. Der Zwerg zeigte auf Goldstücke. Er wollte des Lehrers Kind, das ihm gerade geboren würde, damit abkaufen. David Falk ging auf den Handel nicht ein und rannte schlotternd nach Hause. Das

merkwürdige Wesen rief ihm hinterher, daß er zu Hause auf seinem Tisch einen schwarzen Fleck finden würde, der niemals zu entfernen sei. Als der Entsetzte endlich seine Wohnung erreicht hatte, war ihm ein gesundes Töchterchen geboren worden und auf dem Tisch war tatsächlich ein magischer schwarzer Flecken.

Ein eigenartiges Dokument gibt Auskunft über Dinge, die nur selten niedergeschrieben werden. Es gibt Auskunft über den alltäglichen Antisemitismus des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts. Leider bleibt unklar, wann Johann Philipp Schleicher (1854-1945) seine sehr persönliche und aus heutiger Sicht naive „Chronik von Wallau / Ts“ niederschrieb. Offenbar ist das in größeren Zeitspannen geschehen. Schleicher berichtet (weitgehend in der Originalschreibweise wiedergegeben): „Als Kinder haben wir die Juden belauscht und beobachtet, an ihren Festen oder Sabathen, in ihren eigenartigen religiösen Gebräuchen, besonders interessierte uns der Gesang, oder das Quern, wie es ge-

nannt wurde. Wenn sie langen Tag (Versöhnungsfest) feierten, sahen wir neugierig durch die Ritzen am alten Hofthor, wenn sie mit ihren weißen Kitteln und Mützen in den Hof herunter kommen, um gegen Abend nach dem Erscheinen der Sterne zu sehen, die Beendigung deß Fasttages, denn es gab nichts zu essen. Oder bei einem andern Fest, wo sie mit Ruthen kamen. Das Haimansfest, wie wirs nannten. Es wurde uns erzählt sie sagten dabei, indem sie mit Ruthen schlugen: schlägt Haiman todt, laßt Matachaim leben. Besonders beim Passah, oder Osterfest, wo es den Matzen gab (ungesäuert Brod) fiel auch für uns etwas ab; wurde eingetauscht gegen Eier. Um uns Kinder abzuschrecken wurde manchmal erzählt, die Juden schabten ihre Toden und dieses Schabsal werde unter den Teig gemengt. Wir ließen uns aber nicht abschrecken und knupperten diesen ganz gern."

Nach der abenteuerlichen Schilderung jüdischer Bräuche fährt Schleicher fort: „Durch ihren Handel und das öfter vorkommende unehrliche wucherische Übervorthen mancher ehrlichen einfältigen Leute, waren sie im allgemeinen unbeliebt und wurden darum auch viel verspottet und gehänselt, wenn vielleicht auch manchmal mit Unrecht. In meinen jungen Jahren und früher, als auch das Pasquillen schreiben und anderer Unfug noch viel gang und gebe war, hatten einige Übermüthige ungezogene junge Leute, ein Spottgedicht in Knittelversen, im hiesigen Dialekt über einzelne Judenfamilien hier und auch außerhalb gemacht..."

Der Autor zitiert einen Vers: „der Douvitt wohnt dort unne, is Lehrer von der Schoul hot stets zu krawelire, mitd'm Maier un em Schmoul, D'r Gumbrich ist vo Massem (Massenheim) 's'is aach e ahler Judd. Er sitzt in seinem Sessel unn kozt sich bahl kaput."

Über die Art des Umgangs gibt eine andere Schilderung – selbst dem Chronisten scheint das zu viel, er macht am Ende einen matten Versuch des Distanzierens – Auskunft. Johann Philipp Schleicher berichtet von einem Mediziner Dr. Schmidt. „Eines Tages kam er nach Massenheim (...) da die jüdische Gemeinde einen ziemlich weiten Leichentransport zu ihrem Begräbnisplatz hatte und ihre Leichen mit Fuhrwerk hinfahren ließ, hatte sie sich damals (...) einen neuen Todenwagen angeschafft.

Der Jude Gumbrich von dort, fragte nun Dr. Schmidt: „Nuh Herr Dockter, hawese auch schon unsern neue Todewage gesehn und gefällt er ihne?“ „Ja sagte Schmidt lakonisch, er gefällt mir ganz gut, nur einen Fehler hat er.“ „Nuh un der is?“ „Es ist schad, daß er sowenig gebraucht wird.“ Doch nichts für ungut, wir wollens jetzt genug sein lassen."

Ein Denken wie dieses, über Jahrhunderte in menschliche Köpfe geklopft, trägt barbarische Früchte.

Ein Zeitsprung: 3. November 1949, aus einem Urteil des Landgerichts Wiesbaden: "In den Mittagsstunden drangen einige von auswärts kommende Männer in die Synagoge ein, demolierten die Einrichtungs- und Kultgegenstände und warfen sie aus dem Gebäude in den Hof.

Nach Einbruch der Dunkelheit fanden sich eine Menge Wallauer Bürger bei der Synagoge ein, luden den größten Teil der auf dem Hof liegenden Gegenstände auf den Leichenwagen der jüdischen Kultusgemeinde und fuhren ihn zweimal vollbeladen zum Sportplatz, wo die Sachen verbrannt wurden." Hier wird geschildert durch welche Straßen der Wagen zwei Mal gezogen wurde. Und weiter: „Beide Male beteiligte sich an dem Aufladen sowie an dem Transport durch die Straßen Wallaus und an der Verbrennungsaktion eine Vielzahl von Personen.

Unter denen, die selbst mit Hand anlegten beim Aufladen und beim Transport, befand sich der Angeklagte S., der seit Mai 1933 der NSDAP angehörte und in der SA den Dienstgrad eines Oberscharführers hatte. Nachdem der Leichenwagen den Weg von der Synagoge zum Sportplatz das zweite Mal zurückgelegt hatte, wurde er ebenfalls in das Feuer geworfen und verbrannt."

Nach mühsam errungener und verordneter Emanzipation hofften deutsche Juden nach der gesetzlichen Gleichstellung auf die menschliche, gesellschaftliche Gleichstellung. Überproportional war der Anteil jüdischer Freiwilliger im Ersten Weltkrieg. Ein Gedenkstein auf dem Jüdischen Friedhof gibt davon traurige Kunde. Erinnerung wird an die Gefallenen 1914-1918 der Jüdischen Gemeinde:
Sigmund Thalheimer, Leopold Levi, Julius Schwarzschild, Karl Mai, Bernhard Weis, Berthold Weis und Friedrich Weis.

Schwarzschild ist in Wallau ein alter jüdischer Name mit unterschiedlichen Familienzweigen. Drei Angehörige der Familie waren im Ersten Weltkrieg an der Front. Einige Berühmtheit erlangte Ludwig Schwarzschild, der 1915 zur Marine eingezogen wurde und der einzige jüdische U-Bootfahrer gewesen ist. Sein Kapitän Paul König berichtet über die Fahrten der „U-Deutschland“ im Ersten Weltkrieg in seinen Lebenserinnerungen. Ludwig Schwarzschild konnte 1933 Deutschland verlassen. Über Frankreich und Kolumbien reiste er in die Vereinigten Staaten.

Der Wallauer Friedhof dürfte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts angelegt worden sein. Aus dieser Zeit sind noch Grabsteine erhalten. Der erste Jude wird 1536 in Wallau erwähnt. Um 1842 wurde der Friedhof erweitert.

Wallauer Stolpersteine – Bericht über eine Gedenkveranstaltung

Rudolf Eckl

Der Wallauer Verein für Heimatgeschichte Wanaloha, die evangelische Kirchengemeinde Wallau und der Verein für christlich-jüdische Zusammenarbeit hatten zu der Gedenkveranstaltung „Gesichter und Biographien hinter den Wallauer Stolpersteinen“ eingeladen und rund 80 Besucher füllten das evangelische Gemeindehaus in Wallau.

Am Beispiel des Anwesens Wiesbadener Straße 8, vor dem auch Stolpersteine verlegt worden waren und das auch das „Judenhaus“ genannt wurde, zeichnete Rudolf Eckl die Geschichte und Entwicklung dieses Wallauer Anwesens und seiner Bewohner bis in die 20er Jahre nach.

So wurden das Haus und seine Bewohner lebendig, begleitet mit historischem Bildmaterial aus dem Wanaloha Archiv, aufbereitet von Dipl. Ing. Jürgen Eckhardt. Er präsentierte auch die Wallauer Synagoge in einer Computersimulation.

Am Beispiel der jüdischen Familie Löwenstein, die zunächst im Anwesen Wiesbadener Straße 8 gewohnt und einen Fruchthandel geführt hatte, berichtete Rudolf Eckl über die persönliche und wirtschaftliche Situation von Juden in der Zeit von der Machtergreifung der Nationalsozialisten in den Jahren 1933 bis 1936.

Im weiteren Verlauf berichteten Erwin Born und Rudolf Eckl von weiteren Biographien und Schicksalen der Wallauer jüdischen Familien, für die vor deren Wohnhäusern insgesamt 29 Stolpersteine verlegt worden sind und an die erinnert werden soll.

Dies sind die
Familie Thalheimer
(Wiesbadener Str.8),
Familie Falk (Taunusstr. 25),
Familie Levi (Bleichstr.12),
Familie Leopold
(Langenhainer Str. 14)
und die
Familie Aaron (Bachgasse 4).

Die Schilderungen beschreiben die Zeit von der Reichspogromnacht am 09.11.1938 und reichen bis zur Deportation der Wallauer jüdischen Familien aus dem Haus Wiesbadener Straße 8 („Judenhaus“) im Jahre 1942. Eine besondere Authentizität bekamen die Vorträge durch Berichte des anwesenden Zeitzeugen Wilhelm Kahl und Lesungen von Stefanie Born-Tresbach und Rüdiger Kern aus Briefen emigrierter jüdischer Familien an Wallauer Freunde. Die vorgelegten Zeitzeugenberichte von Gertrud Schulz sowie von Familie Raab, zeigten ebenfalls in ergreifender Weise die alltäglichen Lebenssituationen, in denen es neben den lebensverachtenden Repressionen des Naziregimes dennoch vielfältige freundschaftliche Hilfestellungen für die jüdischen Familien von Nachbarn und Mitbürgern gab.

Stolpersteine in Kriftel – Familie Nassauer

Dr. Thomas Hammer

Vor dem einstigen Wohngebäude der Familie Nassauer in der Krifteler Goethestraße wurden am 26. Oktober 2011 drei Stolpersteine verlegt. Stolpersteine, das sind kleine Gedenktafeln aus Messing, die in den Bürgersteig eingelassen werden, als Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus, zu denen auch Siegfried, Emma und Manfred Nassauer zählten. Die Arbeit wurde eigenhändig von dem Künstler Günter Demnig, dem Erfinder dieser Form des Gedenkens, ausgeführt.

Die Familie Nassauer, über deren Schicksal insbesondere die Nachforschungen von Rainer Taranczewski informieren (R. Taranczewski, Siegfried, Emma und Manfred Nassauer, Eine jüdische Familie in Kriftel in der Zeit des Nationalsozialismus) war zur Zeit des Nationalsozialismus die einzige jüdische Familie, die in Kriftel lebte, und es war die einzige Krifteler Familie, die in den

Konzentrationslagern ermordet wurde.

Siegfried Nassauer wurde in Hattersheim am 1.4.1877 geboren. Er war Metzgermeister. Seine Frau Emma, geb. Adler, stammte aus Kelsterbach und wurde am 2.3.1876 geboren. Wann genau das Paar nach Kriftel gekommen ist, lässt sich heute nicht mehr feststellen.

Jedenfalls wohnte die Familie Nassauer in der Goethestraße 6 (damals Bismarckstraße 6), wo Siegfried Nassauer eine Metzgerei betrieb.

Der Sohn Manfred wurde am 19.11.1912 in Kriftel geboren. Er sei, so wird es in der von Prof. Rainer Koch verfassten Ortschronik berichtet (R. Koch: Kriftel, eine Chronik, S. 107) in der Pogromnacht (Nacht vom 9. auf den 10. November 1938) brutal zusammengeschlagen worden – ein junger Mann, der wenige Jahre zuvor noch als „Kerbebursch“ durch Kriftels Straßen gezogen war. Das Haus der Familie wurde in der Pogromnacht beschädigt.

Kurz zuvor wurde Siegfried Nassauer, dem schon 1935 die Weiterführung seiner Metzgerei verboten worden war, ins Lager Sachsenhausen eingeliefert. Dies aufgrund eines Erlasses zur „Vorbeugenden Verbrechensbekämpfung“ des Reichsministers Wilhelm Frick vom 14.12.1937, der der Kriminalpolizei, der Arbeitsverwaltung und der Fürsorge eine neue Möglichkeit schuf sogenannte „Asoziale“ loszuwerden.

Insgesamt 11000 „Arbeits-scheue“ wurden von Polizei, SS und SA festgenommen. Darunter befand sich auch Siegfried Nassauer. Er wurde am 18.6.1938 ins Konzentrationslager Sachsenhausen eingeliefert, wo er vermutlich zur Arbeit im Steinbruch gezwungen wurde. Ein Jahr und wenige Monate später, am 8. August 1939 war er tot.

Man muss wohl davon ausgehen, dass die Familie Nassauer spätestens seit 1938, vermutlich aber schon früher, denn nach der Schließung seines Geschäftes war Siegfried Nassauer wohl arbeitslos,

in großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten lebte. Im Juni 1941 stellten Manfred und Emma Nassauer beim Amerikanischen Konsulat in Stuttgart Auswanderungsanträge. Ihr Versuch auszuwandern scheiterte jedoch. Nach dem Auswanderungsverbot am 23.10. 1941 war eine Emigration nicht mehr möglich.

Emma Nassauer wurde am 28. August 1942 in das für seine unvorstellbaren hygienischen Zustände berüchtigte Konzentrationslager Theresienstadt gebracht. Die Fahrtkosten von Frankfurt nach Theresienstadt mussten die Deportierten selbst aufbringen. Nach zwei Jahren, am 7.5.1944, verstarb sie hier und wurde eingeäschert. Ihre Asche wurde in eine Pappurne gefüllt, im dortigen Krematorium eingelagert und Ende November 1944, als die Nationalsozialisten begannen, die Spuren ihrer Verbrechen zu beseitigen, in die Ohre geworfen.

Sohn Manfred Nassauer wurde Anfang 1942 zum Arbeitseinsatz verpflichtet. Am 10. Juni 1942 wurde er in das Konzentrationslager Majdanek deportiert, wo er noch im gleichen Jahr verstarb.

Bürgermeister Christian Seitz betonte in seiner Ansprache anlässlich der Verlegung der Stolpersteine u. a.: „Die für die Familie gesetzten Stolpersteine werden nun künftig im Alltag und bei Spaziergängen dafür sorgen, dass man sich an die extrem leidvollen Erfahrungen jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in der Zeit der Nationalsozialisten, wie sie auch Siegfried, Emma und Manfred Nassauer getroffen haben, erinnert, und dass die Opfer nicht in Vergessenheit geraten.“

Günter Demnig machte deutlich, die Steine seien nicht dazu da, um über sie zu fallen, sondern um mit dem Kopf und mit dem Herzen über sie zu stolpern. Wer zu ihnen herabblicke, verbeuge sich dabei zugleich vor den Opfern.



LIEDERBACH

am Taunus

Aufstrebende Gemeinde im Main-Taunus-Kreis

Verkehrsgünstige Lage mit Anschluss an die BAB 66

Eigener Bahnanschluss an den RMV und das regionale Busnetz

Hervorragende Sportstätten, Sport- und Kulturzentrum „Liederbachhalle“

Verschvistert mit Villebon sur Yvette / Frankreich, Verwood, Distrikt Dorset / England,

Saldus / Lettland und Pietrowice Wielkie / Polen, Partnerschaft mit Frauenwald am Rennsteig

www.Liederbach-Taunus.de

Villebon-Platz 9 - 11, 65835 Liederbach am Taunus, Telefon: 069 / 3 00 98 -0

25 Jahre Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis

Manchmal ist es nur das Zuhören, das Verstehen wollen,
das Lernen wollen, damit wir Menschen als Menschen
akzeptieren.

Deshalb sollten wir ein Zeichen geben, aufeinander
zuzugehen, ein Zeichen dafür, dass es uns nicht
gleichgültig ist, was passiert.

www.hofheim.de



Alles da, alles nah.



**Eine moderne, junge Stadt voller Pläne
für die Zukunft. Heimat für 20 000 Menschen.**

**Internationales Büro- und Handelszentrum
mit optimaler Verkehrsanbindung.**

www.eschborn.de



Kelkheim (Taunus)

Hier lebt man gerne...

...weil unsere Stadt eingebettet ist in die sanfte und malerische Hügellandschaft am Südhang des Taunus, mit den Vorzügen des Klimas und doch durch alle modernen Verkehrsmittel an die umliegenden Metropolen angebunden.

...weil eine große Auswahl an Freizeiteinrichtungen und unterschiedlichen kulturelle Angebote zu erholsamen Stunden einladen.



Weitere Informationen: Rathaus, Gagering 6, 65779 Kelkheim (Taunus)

Telefon 06190 8030, rathaus@kelkheim.de www.kelkheim.de

Tradition & Moderne

Kultur - Gesundheit - Vielfalt

Bad Soden am Taunus mit seinen zahlreichen Quellen begrüßt seine Gäste als Gesundheitsoase im Grünen vor den Toren der Metropole Frankfurt am Main. Die liebens- und lebenswerte Stadt verbindet gekonnt und geschmackvoll Tradition und Moderne.

Mit hervorragenden Kliniken, Fachärzten und zahlreichen ambulanten medizinischen und pflegerischen Praxen verfügt Bad Soden am Taunus über fortschrittliche medizinische Einrichtungen aller Fachrichtungen. Einkaufspassagen mit attraktiven Geschäften und Boutiquen sorgen für ein angenehmes und individuelles Einkaufserlebnis.

Spaziergänger und Wanderer tauchen ein in die unberührte Natur des Altenhainer Tals oder in das Blütenmeer der Neuenhainer Obstwiesen und genießen die Möglichkeit zum Relaxen und Regenerieren. Das Sommernachtsfest, die Sodener Weintage sowie die sommerlichen Sonntags- und Jazzkonzerte sind Highlights der multikulturellen Vielfalt für Jung und Alt. Die zahlreichen Bars, Bistros, Cafés sowie das breite Angebot an internationaler und einheimischer Küche runden den erlebnisreichen Aufenthalt ab.

www.bad-soden.de



Herzlichen Glückwunsch zu 25 Jahren CJZ im Main-Taunus-Kreis!

Werden Sie Teil eines ganz besonderen Kunstwerks – besuchen Sie die begehbare Stelensculptur El Lissitzky-Allee im Schwalbacher Abschnitt des Regionalparks RheinMain.

Wer war El Lissitzky?

Lasar M. Lissitzky (1890 - 1941) studierte von 1909 bis 1914 Architektur und Ingenieurwissenschaften an der TH Darmstadt. Er war Maler, Grafiker und Architekt und gilt als Wegbereiter des Konstruktivismus und der modernen Typographie.



Traditionsbewusst und modern

Eine Gemeinde mitten im Ballungsraum Rhein-Main: Kriftel hat seine Traditionen erhalten und sich zu einer lebendigen, modernen Gemeinde entwickelt, ohne Profil einzubüßen. Das gibt Kriftel einen unverwechselbaren, liebenswerten Charakter.

Leben im Obstgarten

Das Leben im „Obstgarten des Vordertaunus“ ist geprägt von regen gesellschaftlichen und kulturellen Aktivitäten, hervorragenden Sportstätten und Freizeitanlagen, sowie einem lückenlosen Angebot an schulischen Einrichtungen.

Kriftel – zentral und lebendig

Auskünfte

Gemeindevorstand der Gemeinde Kriftel
Frankfurter Straße 33-37 | 65830 Kriftel
Tel. 06192 4004-0 | Fax 06192 45514
gemeindeverwaltung@kriftel.de
www.kriftel.de



Als Mitglied der CJZ Main-Taunus unterstützt die Stadt Hattersheim am Main die Ziele der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit im Main-Taunus-Kreis e. V.

In der Dokumentation von 2008 und mit der Verlegung von Stolpersteinen für die Opfer des Nationalsozialismus seit 2010 werden die Spuren jüdischen Lebens in der Mainstadt dokumentiert.



Die Dokumentation ist für 10 Euro bei der Stadt Hattersheim erhältlich.

www.hattersheim.de

Der Main-Taunus-Kreis

... ist ein Ort für Verständigung und Austausch der Kulturen und Religionen.

Wir gratulieren der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit für 25 Jahre verdienstvolles Engagement.



Adresse Main-Taunus-Kreis
Der Kreisausschuss
Am Kreishaus 1 - 5
65719 Hofheim

Telefon 06192 201-0

Telefax 06192 201-2136

E-Mail kundenservice@mtk.org

Internet www.mtk.org



main-taunus-kreis

Herzlichen Dank

sagt die **Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit**
im Main-Taunus-Kreis

den Sponsoren dieser Broschüre:

Christiane Augsburger
Schwalbach

**Gemeinnützige Stiftung
Taunus Sparkasse**
Bad Homburg

Ev. Kirchengemeinde
Bad Soden

Evangelisches Dekanat
Kronberg

Stadt Bad Soden

Dr. Gerd Bährecke
Hattersheim

**Kath. Erwachsenenbildung
Bildungswerk**
Main-Taunus

Richard Joel Byer
Bad Soden

Hilde Cohn
Bad Soden

Irmhild Colmar
Brensbach

Michael Cyriax
Hofheim

Gerda und Martin Eckhardt
Schwalbach

Stadt Eschborn

Nancy Faeser, MdL
Schwalbach

Uta Frey
Kriftel

Mark Gomer
Hofheim

Prof. Dr. Josef Hainz
Kelkheim

Stadt Hattersheim

Friedemann u. Barbara Hesse
Kelkheim

Stadt Hofheim

Almuth Hoffmann
Frankfurt

Sybille Holland-Merten
Hofheim

Ev. Johannesgemeinde
Hofheim

Sigrid Junker
Bad Soden

Stadt Kelkheim

Jochen Kilb
Kriftel

Thorsten Kiwitz
Hofheim

Dr. Johannes Kohl
Königstein

Dr. Gert und Irene Krell
Hofheim

Gemeinde Kriftel

Stadt Liederbach

Margit Lindenberg
Hofheim

Katholisches Dekanat
Katholischer Bezirk Main-Taunus

Landkreis Main-Taunus

Dr. Gerhard Nebel
Hofheim

Ev. Kirchengemeinde
Neuenhain

Josef und Magdalena Noll
Hofheim

**Gundula Lohmann-Pabst und
Günter Pabst**
Schwalbach

Irmgard und Dr. Mark Pilz
Hofheim

Dr. Jürgen und Lieselotte Reden
Hofheim

Herbert Reibling
Eschborn

Erich und Gertrud Rohan
Kriftel

Dr. Dorothea und Dr. Detlef Röhl
Bad Soden

Brigitte Säuberlich
Schwalbach

Willi und Iso Schelwies
Schwalbach

Maria Schickling
Bad Soden

Stadt Schwalbach

Evangelische Limesgemeinde
Schwalbach

Coletta und Dr. Joachim Sierck
Bad Soden

Helmut Sinn
Sulzbach

Dr. Willi Stammberger
Hofheim

Gemeinde Sulzbach

sowie den Spenderinnen / Spendern,
die nicht genannt werden wollen.

Literaturauswahl:

Thea Altaras	Synagogen und jüdische Rituelle Tauchbäder in Hessen, Königstein 2007
Chr. Browning	Ganz normale Männer, Reinbeck 1998
Micha Brumlik	Kurze Geschichte – Judentum, Berlin 2009
Bundeszentrale für politische Bildung	Jüdisches Leben in Deutschland, Nr. 307, Bonn 2010
Saul Friedländer	Das Dritte Reich und die Juden 1933 - 1939, München 1998
Saul Friedländer	Die Jahre der Verfolgung 1939 - 1945, München 2006
Ev. Kirche in Deutschland	Gelobtes Land? Eine Orientierungshilfe – Land und Staat Israel in der Diskussion, Gütersloh 2012
Elisa Klapheck	So bin ich Rabbinerin geworden, Freiburg 2012
Alfred J. Kolatch	Jüdische Welt verstehen – 600 Fragen und Antworten, Wiesbaden 2011
Victor Klemperer	Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten, Tagebücher 1933 - 1945, Berlin 1995
Israel M. Lau	Wie Juden leben - Glaube, Alltag, Feste, Gütersloh 1988
Peter Longerich	„Davon haben wir nichts gewusst“, München 2006
Arno Lustiger	Sing mit Schmerz und Zorn – Ein Leben für den Widerstand, Berlin 2004
Simon Sebag Montefiore	Jerusalem, Frankfurt 2011
Peter v. d. Osten-Sacken	Martin Luther und die Juden, Stuttgart 2002
Marcel Reich-Ranicki	Mein Leben, München 1999
Anna Schmidt	Hofheim 1933-1945, Stadtmuseum Hofheim 2005
Anna Schmidt	Hattersheim, Eddersheim, Okriftel im Nationalsozialismus, Magistrat der Stadt Hattersheim 2008
Peter Steinbach	Der 20. Juli 1944 – Gesichter des Widerstandes, Berlin 2004
Leo Trepp	Die Juden, Wiesbaden 2006
Verein. Ev.-Luth. Kirche Deutschland	Was jeder vom Judentum wissen muss, Gütersloh 2005
Klaus Wengst	Freut euch, ihr Völker mit Gottes Volk – ein Gang durch den Römerbrief, Stuttgart 2008
Pädagogisches Zentrum Frankfurt, Fritz-Bauer-Institut und Jüdisches Museum	Web-Portal „Vor dem Holocaust“, Fotos zum Jüdischen Alltagsleben in Hessen www.vor-dem-holocaust.de

Inhalt

Grußworte		4 - 12
25 Jahre CJZ im MTK 1988 - 2013 ein kurzer Überblick	Günter Pabst	14 - 23
Tätigkeitsbericht 2012	Karin Hammer	24 - 27
Neue Impulse für den Dialog	Willi Schelwies	28 - 33
Und wie weiter? – Ein Gespräch	Erich Rohan	34 - 35
Juden und Christen am Tisch des Herrn?	Prof. Dr. Winfried Frey	36 - 39
Gottesdienste mit christlich-jüdischen Dialogpredigten	Andreas Heidrich	40 - 45
Hofheimer Schattenseiten – Vergessen. Erinnern. Erzählen.	Dr. Jutta Pauli	46 - 49
Eine kleine Einführung in das Chanukka-Fest	Daniel Kempin	50 - 53
Bericht über eine Gedenkstättenfahrt nach Polen	Irene Krell	54 - 57
Israelreisen der CJZ Main-Taunus	Gerda Eckhardt	58
Israelreise vom 26.03. bis 02.04.12	Magdalena Feldhoffer	59
Auf der Suche nach jüdischen Gemeinden im MTK	Jürgen Dehl	60 - 91
Ergänzungen:		
Hattersheim	Ulrike Milas-Quirin	67
Hofheim	Roswitha Schlecker	73 - 75
Bad Soden	Dr. Dietmut Thilenius	86 - 87
Wallau	Rudolf Eckl	92 - 93
Stolpersteine in Kriftel	Dr. Thomas Hammer	94 - 95
Anzeigen		96 - 100
Danksagung		101
Literaturauswahl		102

Gesellschaft für
Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
im Main-Taunus-Kreis

